1,60 DM / Band 76
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Henry Wolf

Luzifers Bestien

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 75

Damona King
Die Bezwingerin der Finsternis

Luzifers Bestien

Damona King Nr. 76

Teil 1/2

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 11.01.1982

Luzifers Bestien

Und siehe!

Dereinst werden kommen die Tage Satans. Das Böse wird herrschen allüberall auf Erden, und Lohn wird denen zuteil, die Satan, dem Herrn, treu ergeben waren.

Vorher aber werden herrschen Asmodis und Bastarda, die Statthalter des Bösen. Sie werden teilen die Erde unter sich, belohnen die, die ihnen dienen, und strafen die, die sich ihnen widersetzen.

Dann wird die Herrschaft des Hades beginnen.

Zittere, Mensch, denn die Tage des Hades sind furchtbar.

Zittere, denn Asmodis und Bastarda werden herrschen mit Feuer und Schwert!

Zittere, wenn die Tage des Hades beginnen!

Das Buch Hades (Prophezeihungen IV/Asmodis 1-3) Der Grabstein ragte schräg aus dem schneebedeckten Boden. Die Schrift auf dem grauen, bröckeligen Marmor war kaum noch zu entziffern. Ein paar verwilderte Blumen und graues, kränkliches Moos bezeugten, daß sich früher einmal jemand um das Grab gekümmert haben mußte. Aber das war lange her. Das Grab war eingesunken, und der Stein war eigentlich nur durch ein Wunder stehengeblieben.

Wahrscheinlich würde in ein paar Jahren nichts mehr von der Anwesenheit des Grabes künden. Der Frost würde den Boden aufbrechen, den Stein umwerfen, und Wind und Jahreszeiten würden ihn mit Erde und Laub bedecken und ihn schließlich vollständig verschwinden lassen.

Mike seufzte leise. Die Sonne war mittlerweile völlig aufgegangen; ein rubinroter Ball, der den Horizont in Flammen setzte und das Land mit Kaskaden von Rot und dunklem Orange übergoß. Mit ihrer Wanderung waren die Schatten länger geworden. Die Risse und Schrunde, die die Zeit in die Oberfläche des Steins gegraben hatte, waren deutlich hervorgetreten, und der lange, spitze Schatten des Steines wies jetzt wie ein mahnender Zeigefinger auf die Silhouette der Burg.

Mike wußte nicht, was ihn härter getroffen hatte – der Stein, dieses Grab, das gegen alle Logik da war, oder der Anblick des Schlosses.

Kings Castle war eine Ruine. Jemand – oder etwas – hatte das Schloß zerstört. Gründlich, methodisch und vollkommen.

Er drehte sich um, riß seinen Blick fast gewaltsam von der schwarzen Silhouette des Schlosses los und rammte die Hände in die Jackentaschen. Es war kalt geworden. Der Wind, der ihnen schon bei ihrer Ankunft entgegengeweht hatte, brachte eine erste Vorahnung des beginnenden Winters mit sich, drang durch seine dünne Sommerjacke und ließ ihn frösteln.

»Wir müssen gehen«, sagte er leise.

Damona antwortete nicht. Sie kniete zusammengekauert vor dem Grab, starrte aus brennenden Augen auf die verwitterte Schrift und bemühte sich krampfhaft, die Tränen zurückzuhalten. Ihre Lippen zitterten.

Mike schüttelte wortlos den Kopf, kauerte sich neben sie und berührte ihre Wange. Ihre Haut fühlte sich gleichzeitig kalt und fiebrig an.

»Wir müssen gehen«, sagte er noch einmal. Die Worte kamen nur schwer über seine Lippen. Er konnte sich vorstellen, was in Damona vorging.

»Ich… verstehe das nicht«, sagte sie mühsam. »Das ist …«

»Vielleicht findet sich für alles eine logische Erklärung«, murmelte Mike, aber die Worte taten ihm beinahe im gleichen Moment schon wieder leid. Für das, was sie nach ihrer Rückkehr aus dem Schattenschloß vorgefunden hatten, gab es keine logische Erklärung. Dieses Grab… der Zustand von Kings Castle … die bedrückende, gespenstische Atmosphäre, die über dem Land lag … all das hatte sie getroffen wie ein Hammerschlag.

Zuerst hatte er geglaubt, daß sich jemand hier einen geschmacklosen Scherz erlaubt hatte. Aber mittlerweile wußte er, daß das nicht

stimmte. Sein Blick wanderte wieder zu der Schrift auf dem Grabstein.

JA ES F. KI G stand in verwitterten Lettern darauf. Darunter eine unleserliche Zeile, die Geburts- und Sterbedatum des hier Beerdigten beinhaltete. James F. King – Damonas Vater! Der Mann, der den King-Konzern gegründet, der Damonas Mutter vor dem Scheiterhaufen gerettet und so ihre Geburt überhaupt erst ermöglicht hatte.

Mikes Finger tasteten wieder über den Stein, glitten an den kaum sichtbaren Linien entlang.

»Neunzehnhundertsiebenundfünfzig«, murmelte Damona. »Es heißt neunzehnhundertsiebenundfünfzig. Versuch jetzt nicht, mich zu belügen.« Sie stand mit einem Ruck auf, starrte die schwarze Silhouette der Burg an und lächelte schmerzlich. »Der Mann, der dort liegt, ist gestorben, bevor ich geboren wurde.«

Mike erhob sich schwerfällig. »Unsinn«, sagte er ohne rechte Überzeugung. »Du lebst doch, oder?«

Statt einer Antwort deutete Damona auf die Burg. »Und das da? Wie erklärst du dir das?«

Mike zögerte. Es gab eine logische Erklärung, zumindest für die Zerstörung der Burg. Aber die Antwort war auch nicht besser als die, die er vorher gefunden hatte.

»Wir waren lange weg«, murmelte er.

»Nicht so lange.«

»Vielleicht gehorcht die Zeit im Totenreich anderen Gesetzen als hier«, sagte er lahm. »Vielleicht ist irgendeine Katastrophe geschehen, während wir drüben waren.«

»Vielleicht ist gut«, sagte Damona. Sie drehte sich mit einem Ruck um und starrte ihn an. In ihren Augen schimmerten Tränen. »Wir müssen nachsehen, ob… ob noch jemand lebt«, sagte sie schließlich mühsam.

Mike schüttelte den Kopf. »Ich halte es nicht für klug, jetzt dort hinaufzugehen.«

Damona verzog abfällig die Lippen.

»Du kannst ja hierbleiben. Ich gehe jedenfalls hinauf. Ich muß wissen, was mit Henry und Thomas ist.« Sie fuhr herum und begann mit schnellen Schritten den Hügel hinaufzulaufen.

Mike zögerte nur eine Sekunde, ehe er ihr folgte. Er konnte sich nur zu gut vorstellen, wie es in Damona aussah. Kings Castle war für sie mehr gewesen als ein Gebäude, in dem man einfach lebt. Sie war dort geboren, dort aufgewachsen. Alles, was sie liebte, hing irgendwie mit Kings Castle zusammen. Kings Castle war ihre Heimat.

Ein Stück von ihr. Wer immer es zerstört hatte, hatte einen Teil von ihr umgebracht.

Damona lief schnell. Ihre Schritte hinterließen eine Doppelreihe kleiner, schmaler Abdrücke in der frischen Schneedecke. Das schwarze

Haar wehte hinter ihr her; eine winzige, zerbrechliche Gestalt, die auf die mächtige schwarze Silhouette der Burg zustürmte.

Irgendwie, fand Mike, strahlte das Bild eine unglaubliche Einsamkeit aus.

Er hetzte hinterher, aber Damonas Vorsprung war bereits zu groß.

Er würde sie nicht mehr einholen, bevor sie die Burg erreicht hatte.

»Damona! Bleib stehen!«

Sie reagierte nicht. Im Gegenteil – ihre Schritte schienen sich noch zu beschleunigen. Es war, als würde sie vor ihm fliehen.

Ohne, daß er einen rationalen Grund dafür hätte angeben können, wußte er plötzlich, daß sie in eine Falle lief. Er rannte schneller. Die eisige Luft brannte in seinen Lungen. Seine Füße versanken bis zu den Knöcheln im weichen Schnee. Er stolperte, fiel der Länge nach hin und rappelte sich mühsam wieder auf.

Er sah gerade noch, wie Damona durch das Hauptportal verschwand.

Aber er sah auch, wie sich die gigantischen Torflügel hinter ihr schlossen. Er sprang hoch, rief verzweifelt ihren Namen und jagte auf das Tor zu.

Er schaffte es nicht. Die Flügel schlossen sich vor ihm, schlugen mit dumpfem Geräusch aufeinander und rasteten ein.

Irgendwo hinter den meterdicken Mauern ertönte ein leises, boshaftes Lachen.

***

Standish ließ den Wagen mit ausgeschaltetem Motor den Hang hinunterrollen. Für jemand, der sich in dieser Gegend nicht so gut auskannte wie er, wäre ein solches Vorgehen zu einem lebensgefährlichen Wagnis geworden. Der Hang war steil; mit Felsbrocken, verfilztem Gestrüpp und heimtückischen Schlaglöchern übersät, und auf der rechten Seite gähnte ein beinahe zehn Meter tiefer Abgrund.

Aber Standish war hier zu Hause; er kannte jeden Fußbreit Boden auswendig, und er hätte den Wagen auch mit verbundenen Augen hinter die alte Mühle lenken können.

Der Gesang war lauter geworden, als er hinter dem baufälligen Gebäude angekommen war. Gleichzeitig schien seine Tonlage drohender als noch vor Augenblicken zu sein. Eigentlich, überlegte Standish, hörte es sich kaum mehr wie Gesang aus menschlichen Kehlen an. Das, was durch die dünnen Bretterwände der Mühle drang, erinnerte ihn eher an das Wimmern wilder Tiere.

Oder das Schreien gequälter Seelen.

Standish zuckte zusammen. Er wußte selbst nicht, wie er auf diesen Gedanken kam. Aber er war einmal da, und er war beunruhigend.

Er öffnete lautlos die Wagentür, stieg aus und näherte sich dem

Gebäude. Durch Ritzen und Spalten in dem altersschwachen Holz drang rötlicher Kerzenschein. Flackerndes Licht, das einen eigentümlichen Kontrast zu dem schauerlichen Gesang der Betenden bildete.

Betende?

Standish verzog abfällig das Gesicht. Das, was die Anhänger dieses grauenhaften Kultes dort drinnen trieben, mochte alles mögliche sein – beten war es bestimmt nicht.

Er näherte sich dem Gebäude von der Rückseite her. Seine Kreppsohlen verursachten ein kaum hörbares Geräusch auf dem feuchten Kies. Sicher würde niemand dort drinnen etwas von seiner Annäherung merken. Und man würde ihn auch nicht sehen. Er hatte dunkle Kleidung angezogen, und in seinem Rücken war nichts als die schwarze Wand des Waldes. Er hatte jeden Schritt genau geplant.

Niemand würde etwas davon merken, daß er hier war. Jedenfalls nicht, bevor es zu spät war.

Der Gesang wurde jetzt lauter, schwang in eine seltsame, dissonante Tonlage hinauf, die in den Ohren schmerzte und Irgend etwas in Standish zum Erschauern brachte. Er hätte nie geglaubt, daß menschliche Stimmen zu so etwas fähig waren.

Für einen flüchtigen Moment stieg ein Bild in ihm auf: Ein zartes, blasses Mädchengesicht, das von schwarzem Haar eingerahmt war.

Große, unschuldige Augen, in denen selbst im letzten Moment keine Angst, sondern nur Unglauben gestanden hatte.

Dann verschwand das Bild hinter einem Vorhang aus Blut und Qualm. Für zwei, drei Sekunden roch er wieder den Gestank verbrannten Fleisches, gellten wieder die Schreie in seinen Ohren, ehe er sich von der schrecklichen Vision losreißen konnte.

Noch nicht, dachte er. Jetzt noch nicht. Er mußte sich noch gedulden. Aber er würde seine Rache haben. Bald.

Er erreichte die Mühle, preßte sich eng gegen die Wand und spähte durch einen Spalt ins Innere des Gebäudes. Im ersten Moment sah er nichts außer flackerndem roten Licht und einer Reihe gebückter Schatten. Der Gesang sank zu einem Murmeln herab und verstummte schließlich ganz. Das einzige Geräusch war jetzt das leise Plätschern des Baches hinter der Mühle und das Quietschen des Mühlrads, das sich immer noch drehte, obwohl längst nichts mehr da war, was es mit seiner Kraft antreiben konnte.

Eine der knienden Gestalten erhob sich, blieb einen Moment lang mit gebeugtem Haupt stehen und ging dann langsam durch die Reihen der anderen nach vorne. Standish konnte sein Gesicht in der flackernden Beleuchtung nicht erkennen, aber er hatte den Eindruck, daß der Mann unglaublich alt sein mußte. Er trug einen langen, lose fallenden Mantel, auf dem schwarzmagische Zeichen und Muster eingraviert

waren. Seinen Kopf krönte ein bizarres Diadem, das in zwei spitzen, nach vorn und oben gebogenen Hörnern auslief.

Standish griff langsam unter seine Jacke und zog das Paket heraus.

Es sah harmlos aus – ein in Papier eingeschlagener Styroporkasten mit einer normalen Flasche, in der eine farblose Flüssigkeit schwappte. Und doch schlummerte darin der Tod.

Aber noch war es nicht soweit. Er mußte warten, bis er sie alle erwischen konnte. Früher oder später würden sie ihre schwarze Messe beendet haben und sich zum Ausgang drängen. Dann. Dann…

Ein Geräusch hinter seinem Rücken ließ Standish zusammenfahren. Er drehte sich um, zog mit der Linken die Pistole aus der Tasche und suchte mit zusammengekniffenen Augen den Himmel ab. Für einen winzigen Moment hatte er das Gefühl, einen riesigen, verzerrten Schatten niederstoßen zu sehen.

Aber der Himmel war leer. Und das Geräusch wiederholte sich nicht. Wahrscheinlich hatten ihm seine überreizten Nerven einen Streich gespielt.

Er wandte sich wieder der Mühle zu und verfolgte mit angehaltenem Atem, was darin vorging.

Der Alte hatte das entgegengesetzte Ende des Innenraumes erreicht und hinter einem niedrigen, schwarzen Altar Aufstellung genommen. Hinter ihm prangte ein riesiges, schwarzes »H« an der Wand, darunter etwas, das Standish an ein umgedrehtes Kreuz erinnerte.

»So höret die Worte, die da im Buche Hades niedergeschrieben sind«, sagte der Alte. Seine Stimme klang dünn und zitternd, aber sie drang trotzdem bis in die hintersten Winkel des Raumes. Standish hatte den Eindruck, daß die Knienden bei den Worten des Alten ehrfürchtig zusammenfuhren.

»Denn es werden kommen Zeiten der Prüfung für die, die da an die Macht des Bösen glauben. Aber Satan steht seinen Dienern bei. Verlieret nicht den Mut, auch wenn der Kampf lange und schwer wird. Denn die, die da fallen für die Sache der Hölle, werden aufstehen am Tage Harmageddon und ewiges Leben und ewige Macht genießen.« Der Alte brach ab, trat einen Schritt zurück und sah auf die gesenkten Köpfe der schwarzen Gemeinde herunter. Standish bemerkte erst jetzt, daß er die Worte aus einem mächtigen, in braunes Leder eingeschlagenen Buch vorgelesen hatte, das vor ihm auf dem Altar lag.

Standish bewegte sich unruhig. Erneut hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden. Aber diesmal drehte er sich nicht um. Wenn er anfing, sich selbst in Panik zu versetzen, hatte er schon so gut wie verloren. Und das, was er jetzt am nötigsten brauchte, war ein klarer Kopf und ruhige Nerven.

»Der Feind«, fuhr der Alte fort, »hat zwei seiner mächtigsten Kämpfer zu uns geschickt. Unsere Aufgabe wird es sein, sie aufzuspüren und zu

vernichten.«

Ein unruhiges Murren ging durch die Versammlung. Der Oberpriester sprach jetzt frei, und offensichtlich erwartete er eine Reaktion auf seine Worte. Aber keiner der Versammelten wagte es, auch nur den Kopf zu heben.

Irgendwo hinter Standish knackte ein Zweig. Und diesmal war er sicher, sich nicht verhört zu haben.

Er fuhr herum, preßte das Päckchen schützend vor die Brust und riß gleichzeitig die Pistole hoch.

Seine Reaktion kam einen Sekundenbruchteil zu spät.

Ein riesiger, geflügelter Schatten stürzte sich aus der Dunkelheit heraus auf ihn. Messerscharfe Krallen hackten nach seinem Gesicht, rissen einen blutigen Kratzer in seine Schläfe und hämmerten neben ihm in das Holz. Ein krächzender Aufschrei zerschnitt die Luft.

Standish ließ sich instinktiv fallen, schlug mit der Pistole zu und spürte, wie er etwas Hartes traf.

Der Schrei wiederholte sich, und hinter seinem Rücken wurden aufgeregte Stimmen laut. Er sprang zur Seite, stolperte und fiel schwer gegen die morsche Bretterwand. Das ganze Gebäude schien unter dem Aufprall zu erzittern, und für einen Moment hatte Standish fast Angst, durch die Wand zu brechen. Aber sie hielt.

Doch die Gefahr war keineswegs gebannt. Neben ihm wuchs ein großer, dunkler Schatten vor dem Himmel empor. Riesige Schwingen peitschten die Luft, schlugen nach seinem Gesicht und warfen ihn abermals zu Boden. Dolchspitze Krallen bohrten sich in seinen Oberarm. Er schrie vor Schmerz auf, warf sich zurück und ließ die Pistole fallen. Zum dritten Mal zerriß der krächzende Schrei die Luft. Diesmal klang er triumphierend.

Standish wälzte sich mühsam herum. Sein Arm brannte wie Feuer, und in seiner Schläfe saß ein dumpfer, pulsierender Schmerz. Er stemmte sich hoch, wehrte einen weiteren Angriff mit der bloßen Hand ab und bekam etwas Hartes, Ledriges zu fassen. Instinktiv klammerte er sich daran fest.

Ein wütender Aufschrei beantwortete seine Bemühungen. Die Bestie hackte mit den Krallen nach ihm, biß nach seiner Hand und schlug hilflos mit den Flügeln, aber Standish klammerte sich eisern fest.

Hinter dem Haus wurden jetzt aufgeregte Stimmen laut, begleitet von trappelnden Schritten. Heller Feuerschein fiel auf Standish und das Monster, gegen das er kämpfte.

Standish stöhnte unwillkürlich auf, als er das Ungeheuer sah. Es ähnelte einer ins Riesenhafte vergrößerten Fledermaus – wenigstens ungefähr. Der Körper war mit kleinen, schwarzen Schuppen bedeckt, und die großen Flügel endeten in dreizehigen, messerscharfen Krallen.

Aber der Kopf war der eines Menschen… einer Frau!

Standish's Schrei steigerte sich in unmenschliche Höhen, als er das Gesicht erkannte…

***

Damona kam erst in dem Augenblick zu sich, in dem das Tor hinter ihr zufiel. Sie war wie in Trance hier hinaufgelaufen, unfähig, einen anderen Gedanken zu fassen als den, hierherzukommen, zu sehen, was von dem Kings Castle, das sie verlassen hatte, noch übrig geblieben war.

Sie blieb mitten auf dem Burghof stehen, keuchte mühsam und sah sich ungläubig um. Es war schlimmer, als sie befürchtet hatte.

Nicht nur schlimmer. Anders.

Kings Castle war nicht zerstört worden. Es war verfallen. Die Spuren der Vernichtung waren überall, aber es waren nicht die Spuren einer gewaltsamen Zerstörung, sondern die Opfer, die die Zeit gefordert hatte. Die Westmauer war eingestürzt und zu einem dreieckigen Schuttberg geworden, unter dem die zertrümmerten Überreste der Stallungen hervorragten. Sie erinnerte sich, daß ihre Eltern die Wand hatten renovieren lassen, als sie drei oder vier Jahre alt war.

Aber das war längst nicht alles. Auf dem Hof türmte sich meterhoch Unrat und Trümmer, Glassplitter, heruntergefallene Dachziegel, zerbrochene Einrichtungsgegenstände…

Sie bückte sich, hob ein verwittertes Stück Holz auf und entfernte behutsam Schnee und Schmutz von seiner Oberfläche. Es war eine Armlehne. Reste der kostbaren Schnitzereien waren immer noch zu entdecken. Damona schloß die Faust um das Holz und unterdrückte ein Aufstöhnen. Sie kannte dieses Stück Holz. Es war ein Trümmerstück des Kaminsessels, auf dem sie so gerne gesessen hatte. Des Stuhles, auf dem ihr Vater sie auf den Knien geschaukelt hatte, auf dem sie gesessen und in die Flammen gestarrt hatte, während ihre Mutter ihr Märchen erzählt, auf dem sie gesessen und sich mit Mike unterhalten hatte…

So, wie es aussah, mußte es seit Jahrzehnten hier draußen gelegen haben.

Sie warf das Trümmerstück fort, drehte sich einmal um ihre Achse und blickte forschend über das Chaos auf dem Hof. Inmitten der Trümmer lagen noch mehr zerbrochene Erinnerungen, Bruchstücke von Dingen, die sie noch vor Tagen in Händen gehalten oder gesehen hatte, plötzlich um Jahrzehnte gealtert.

Langsam begann ein schrecklicher Verdacht in Damona aufzusteigen. Aber der Gedanke war zu grauenhaft, um ihn zu Ende zu denken.

Sie näherte sich zögernd dem Hauptgebäude. Auch hier waren die Spuren des Verfalls überdeutlich. Die Fenster waren ausnahmslos eingeschlagen; leere, dunkle Augenhöhlen, die sie anklagend

anzustarren schienen. Das riesige Eingangsportal hing schräg und zerbrochen in den Angeln, und im Dach gähnten Dutzende von Löchern. Unter ihren Stiefeln knirschte Glas, als sie die Stufen zum Eingang hochging. Ein muffiger, schaler Geruch drang ihr aus dem Innern des Gebäudes entgegen. Überall lag zentimeterhoher Staub, und vor den Wänden lösten sich die Tapeten in grauen, schmutzigen Bahnen.

Damona ging zitternd weiter. Irgendwo in ihr begann eine Alarmglocke zu schrillen. Dieses Haus barg mehr Geheimnisse als verfallene Räume und zerstörte Möbel. Irgend etwas Böses lauerte hier. Sie hatte plötzlich den Eindruck, in einer riesigen, muffigen Gruft zu stehen. Ihre Hände tasteten unbewußt nach der Luger, die sie normalerweise in der Jackentasche trug. Aber die hatte sie ja im Totenreich verloren.

Sie durchquerte den Eingangsraum, blieb einen Augenblick lang vor dem zerbrochenen Spiegel an der Südwand stehen und betrat dann die Bibliothek.

Der Raum war vollkommen verwüstet. Die Bücherregale waren zerschlagen worden, die kostbaren Bände herausgerissen, zerfetzt und auf einen riesigen Haufen geschichtet worden, der später angezündet worden war. In Damonas Kehle bildete sich ein bitterer, harter Kloß, als sie die verkohlten Überreste der unersetzlichen Sammlung sah. Ihr Vater hatte sein halbes Leben damit verbracht, die Bände zusammenzutragen.

Ihr Vater…?

Ihr Vater lag draußen auf dem Hügel begraben. Gestorben, ehe sie geboren war. In dieser Welt war James F. King nicht ihr Vater…

Sie drehte sich mit einem Ruck um, ging in die Empfangshalle zurück und sah nachdenklich zur Treppe empor. Die Stufen waren alt und ausgetreten, aber sie würden ihr Gewicht noch tragen.

Sie machte einen Schritt, blieb stehen und schloß die Augen. Es war sinnlos, dort hinaufzugehen. Sie wußte, was sie dort finden würde. Verfall. Alter. Tod.

Damona drehte sich abermals um, vergrub die Hände in den Taschen und ging langsam zurück zum Ausgang. Sie fror plötzlich, aber das lag nicht allein an der Kälte, die durch die zerschlagenen Fenster hereinströmte.

Als sie aus dem Haus trat, glitt ein riesiger dreieckiger Schatten über die geborstenen Fliesen vor ihr.

Damona prallte zurück, preßte sich eng gegen die Wand und warf den Kopf in den Nacken.

Der Himmel war leer – ein stahlblauer, wolkenloser Winterhimmel – aber sie war sicher, daß sie sich den Schatten nicht nur eingebildet hatte.

Plötzlich war auch dieses seltsame Gefühl der Bedrohung wieder da. Sie wich Schritt für Schritt ins Haus zurück, sah sich aufmerksam um und lauschte. Draußen spielte der Wind raschelnd mit Abfällen und Papier, aber da war auch noch ein anderes Geräusch – etwas, das wie das Schlagen schwerer, lederner Flügel klang, das dumpfe Rauschen, mit dem ein massiger Körper durch die Luft glitt.

Sie ging in die Hocke und suchte aufmerksam den Himmel ab.

Dort draußen war Irgend etwas. Und sie spürte, daß es gefährlich war. Tödlich. So wie dieses Haus.

Damona verfluchte die Tatsache, daß sie keine Waffe bei sich hatte.

Keine Waffe? Kings Castle wimmelte von Waffen aller Art. Sie stand auf, glitt geschmeidig durch den Raum und kniete schließlich neben einer zusammengestürzten Ritterrüstung nieder. Das Metall war zu einem rostigen Haufen zusammengesunken. Sie schnitt sich in den Daumen, fluchte ungehemmt und zerrte wütend an dem Haufen. Das Blech schepperte so laut, daß man es auf dem gesamten Burghof hören mußte. Aber schließlich hielt sie ein halbverrostetes Schwert in den Händen. Die Waffe war schwer und unhandlich, schlecht ausbalanciert und außerdem stumpf – ein Spielzeug, das zum Ansehen, aber nicht zum Gebrauch bestimmt war. Trotzdem fühlte Damona sich sicherer, als sie es in der Hand hielt.

Sie stand auf, klopfte sich den schlimmsten Schmutz aus der Kleidung und ging zurück zum Ausgang.

Damona sah die Bewegung im letzten Moment – ein flüchtiges Huschen in den zerbrochenen Spiegelscherben neben ihr an der Wand. Sie sprang zur Seite, bückte sich und spreizte gleichzeitig die Beine. Der Angreifer prallte von hinten gegen sie, wurde von seinem eigenen Schwung über sie hinweggetragen und landete schwerfällig auf dem Boden.

Damona war mit einem Satz über ihm. Ihre Linke verkrallte sich in die Jacke des Mannes und riß ihn brutal auf den Rücken, während das Schwert zum Schlag erhoben über seinem Gesicht schwebte.

»Nicht! Ich…«

Damona erstarrte. Ihre Augen weiteten sich ungläubig. Die Hand, die das Schwert hielt, begann plötzlich zu zittern. Sie schluckte, stand auf und ließ die Waffe fallen. »Henry…!«

In die Augen des alten Mannes trat ein fragender Ausdruck. »Woher kennen Sie meinen Namen? Und wer«, fügte er nach einer sekundenlangen Pause hinzu, »sind Sie?«

***

»Ellen! Mein Gott! Ellen, was…?«

»Schweig!« brüllte eine zornige Stimme. Eine harte Faust riß Standish in die Höhe und untermalte die Aufforderung mit einem brutalen

Schlag ins Gesicht.
Standish spürte den Schmerz kaum. Sein Kopf flog in den Nacken, und aus seinem Mundwinkel floß Blut, aber sein Blick war wie gebannt auf das schmale, gräßlich verzerrte Gesicht des Alptraumvogels geheftet.
»Ellen«, wimmerte er. »Mein Gott, Ellen was ist mit dir passiert?«
Der Vogel hob den Kopf, stieß ein hablautes Krächzen aus und schlug mit den Flügeln. Für einen Augenblick schien so etwas wie Erkennen in seinen winzigen, bösen Augen zu flackern. Aber das Gefühl verging schnell, und Standish starrte wieder in das grauenhaft verzerrte Gesteh jener Alptraumkreatur, in die sich seine Frau verwandelt hatte.
»Oh Gott«, wimmerte er. »Was…«
Wieder traf ihn ein harter Schlag ins Gesicht. »Schweig«, kreischte eine haßverzerrte Stimme. »Sprich diesen Namen nicht in meiner Gegenwart aus!«
Standish hob müde den Kopf und blickte in ein schmales, von unzähligen Falten und Runzeln zerfurchtes Gesicht. Weißes, schulterlanges Haar rahmte einen langgestreckten Schädel ein. Hinter den schmalen, blutleeren Lippen wurde eine Reihe fleckiger Zähne sichtbar, als der Alte den Mund verzog.
»Wer bist du? Und was tust du hier?«
Standish wollte antworten, aber seine Stimme versagte. Er starrte wieder zu dem Horror-Vogel hinüber, der hinter dem Oberpriester auf dem Boden hockte und jede seiner Bewegungen mißtrauisch verfolgte, schloß die Augen und stöhnte gequält.
»Ellen…«
Der Alte drehte den Kopf und folgte seinem Blick. In seine Augen trat ein spöttisches Funkeln.
»Du kennst meinen kleinen Liebling?« fragte er höhnisch. Er schnippte mit den Fingern. Der Vogel schlug schwerfällig mit den Flügeln, machte einen unbeholfen wirkenden Satz und landete auf seiner Schulter.
»Es ist… es war … Ellen …«, brachte er mit letzter Kraft hervor.
Der Alte runzelte die Stirn. »Kennt jemand diesen Namen?«
Keiner der Umstehenden antwortete.
»Also?« fragte der »Priester« nach einer Pause. »Wer bist du? Und was willst du hier?«
Standish schüttelte müde den Kopf.
Der Alte machte eine kaum sichtbare Bewegung mit der Hand.
Eine Faust traf Standish und ließ ihn aufstöhnen.
»Sprich!«
»Ellen…«, stöhnte Standish. »Sie hat … sie war … meine Frau. Bevor ihr sie umgebracht habt,«
Der Alte lächelte grausam. »Dann mußt du Standish sein. Deine Frau

hat mir von dir erzählt, bevor sie…« Er kicherte böse, streichelte dem Vogel die Schwingen und fuhr dann in anderem Tonfall fort, »in meine Dienste trat. Wie schon so viele vor ihr.«

Standish fuhr auf. Sein Blick verweilte noch einen Augenblick an der Karikatur dessen, was einmal seine Frau gewesen war, und richtete sich dann auf den Alten.

»Ungeheuer«, sagte er leise. »Verdammte Bestie. Ich bin gekommen, um dich umzubringen, wenn du es genau wissen willst. Dich und diese ganze verdammte Brut.«

»Mich?« Der »Priester« schüttelte sanft den Kopf. Auf seinem Gesicht erschien ein tadelnder Ausdruck, so, als würde er mit einem verstockten Kind sprechen.

»Ein ziemlich dummes Unternehmen, Standish«, sagte er leise.

»Und sinnlos, obendrein. Niemand kann mich töten. Es tut mir fast leid, daß du das jetzt nicht mehr herausfinden wirst.«

Standish lachte trotzig. »Du kannst mir nicht drohen.«

»Nein?«

Irgend etwas im Tonfall des Alten warnte Standish. Er zog unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern und versuchte, sich aus dem Griff seiner Bewacher zu befreien. Aber die Männer schienen über übermenschliche Kräfte zu verfügen.

Der Alte lachte grausam, sah dem stummen Kampf Augenblicke lang zu und gab den beiden Männer, die Standish festhielten, dann einen Wink. Ein harter Stoß traf ihn in den Rücken. Er schrie auf, stolperte vor und fiel schwer auf Hände und Knie. Ein Stiefeltritt in die Seite ließ ihn vollends zusammenbrechen. Er krümmte sich, preßte die Hände gegen den Magen und kämpfte verzweifelt gegen den Brechreiz an, der in ihm emporstieg.

»Ungeheuer«, stieß er mühsam. »Verdammte Bestien. Bringt mich ruhig um, wenn ihr wollt. Ihr… ihr könnt mir keine Angst machen.«

Irgend jemand lachte im Dunkeln hinter ihm. Das Geräusch ließ Standish einen kalten Schauer über den Rücken laufen.

»Wir werden uns später unterhalten, Standish«, sagte der Alte.

»Zuerst zu euch.« Er drehte sich um, sah die dunkle Doppelreihe der Männer und Frauen hinter ihm einen Herzschlag lang an und sprach dann mit erhobener Stimme weiter.

»Wir werden den Spion bestrafen. Sein Schicksal soll jedem, der sich gegen uns stellen will, als Warnung dienen. Ihr aber geht und führt meine Befehle aus. Die beiden Erzfeinde müssen unschädlich gemacht werden. Es ist mein Wunsch, und es ist Morticahs Befehl. Ihr wißt, welche Strafe euch erwartet, wenn er nicht ausgeführt wird.« Er legte eine genau abgemessene Pause ein, hob dann den Arm und deutete nach Norden.

»Geht. Geht nach Marnockfearn und tötet Damona King und Mike

Hunter.«

***

Mike hämmerte sekundenlang verzweifelt gegen das Tor. Die mächtigen Torflügel dröhnten wie riesige Gongs unter seinen Schlägen, aber er wußte, wie stabil das Tor war. Nicht einmal ein Lastwagen hätte es einrammen können.

Er trat zurück, betrachtete seine schmerzenden Hände und starrte dann das geschlossene Tor mit einer Mischung aus Wut und Verzweiflung an. Er mußte dort hinein. Damona war in Gefahr. Selbst wenn dieses leise, dämonische Lachen, das noch immer in seinen Ohren dröhnte, nicht gewesen wäre, hätte er es gespürt – Kings Castle war längst nicht mehr so, wie sie es verlassen hatten. Irgend etwas Böses, Dämonisches lauerte hinter den verwitterten Mauern.

Er ging drei, vier Schritte zurück und sah mit gemischten Gefühlen an der fast vierzig Fuß hohen Mauer empor. Sie war längst nicht mehr so glatt und fugenlos, wie er sie in Erinnerung hatte – zwischen den riesigen Steinquadern hatte Moos und Unkraut Fuß gefaßt, Witterung und Eis hatten die Steine gesprengt, der Mörtel war herausgefallen, und an manchen Stellen gähnten kopfgroße Löcher in der Wand. Für einen geschickten Kletterer wäre es wahrscheinlich kein Hindernis, die Wand zu ersteigen.

Aber er zögerte noch. Die Abenteuer, die er und Damona in den vergangenen Tagen überstanden hatten, hatten seine Kraftreserven fast völlig aufgebraucht. Und seine Hände waren schon jetzt taub und gefühllos vor Kälte. Und der Gedanke, wie eine übergroße Fliege an der Wand emporzukrabbeln und einem eventuellen Angriff wehrlos preisgegeben zu sein, behagte ihm ganz und gar nicht.

Nein – es mußte eine andere Möglichkeit geben, ins Innere von Kings Castle zu gelangen.

Mike erinnerte sich, daß es auf der Rückseite der Burg eine kleine Fluchttür gab. Normalerweise war sie ständig verschlossen, und die Eichentür war fast noch stabiler als das Haupttor. Aber diese Ausführung von Kings Castle war schließlich alles andere als normal.

Er drehte sich entschlossen um, warf noch einen prüfenden Blick zur Mauerkrone empor und lief dann los.

Er brauchte nicht bis zur Rückseite der Burg zu laufen. Als er um die Ecke bog, sah er daß die gesamte Westmauer bis auf einen kaum zehn Fuß hohen Rest eingefallen war. Tonnenschwere Steintrümmer und Schutt bedeckten den Hang vor der Mauer und bildeten einen bequemen Aufstieg.

Mike blieb einen Moment lang stehen und rang keuchend nach Atem. Die eisige Luft brannte in seiner Kehle, und sein Herz hämmerte, als hätte er einen Marathonlauf hinter sich. Seine Knie zitterten.

Irgend etwas Großes, Dunkles schoß über ihm durch die Luft, warf einen bizarren Schatten auf den Schnee und verschwand hinter der Mauerkrone, ehe er es richtig erkennen konnte.

Mike runzelte nachdenklich die Stirn. Die größten Vögel, die es in der Umgebung von Kings Castle gab, waren Wanderfalken – und das, was er da gesehen hatte, war viel, viel größer gewesen.

Er schob den Gedanken mit einem unwilligen Knurren beiseite und begann den Aufstieg. Vielleicht hatte er eine Eule gesehen. Die Tiere erreichten manchmal eine recht erstaunliche Größe, und sie nisteten mit Vorliebe in verfallenen Gemäuern.

Trotzdem suchte er immer wieder mißtrauisch den Himmel ab, während er über den Schuttberg zur Mauerkrone emporstieg.

Der Anblick, der sich ihm bot, ließ ihn den Schatten augenblicklich vergessen.

Der Innenhof war ein einziges Chaos. Die Trümmer der zusammenstürzenden Mauer hatten die Stallungen unter sich begraben und das Gebäude zu einer unkenntlichen Ruine zerschmettert. Dort, wo früher die Garage gestanden hatte, gähnte jetzt ein riesiges, gezacktes Loch. Offensichtlich war die Decke des darunterliegenden Kellers eingestürzt und hatte den Großteil des Gebäudes mit sich in die Tiefe gerissen. Der gesamte Innenhof war übersät mit Steintrümmern, zerborstenen Dachziegeln und den Resten der ehemaligen Einrichtung. Es sah aus, als hätte irgend jemand in einem Anfall sinnloser Wut alles, was sich nur aus dem Haus tragen ließ, auf den Hof geworfen und zerstört.

Und das war noch nicht alles. Sämtliche Fenster des Hauptgebäudes waren eingeschlagen, die Rahmen im Erdgeschoß schwarz und verkohlt und an den Wänden zeugten dunkle Rußspuren von einem Brand.

Mike verharrte zwei, drei Minuten lang auf der Mauerkrone und besah sich die Zerstörung, ehe ihm wieder einfiel, weshalb er hierhergekommen war. Der Anblick hatte ihn härter getroffen, als er geglaubt hatte. Kings Castle war in den letzten Jahren auch für ihn zur Heimat geworden.

Von Damona war nichts zu sehen. Aber ihre Spuren, die im frisch gefallenen Schnee deutlich auszumachen waren, liefen zum Wohnhaus hinüber. Dort würde er sie finden.

Er begann den Abstieg. Die dünne Schneedecke gaukelte ihm ein Gefühl trügerischer Festigkeit vor, aber die Steine darunter waren locker und rutschig. Mike drehte sich schließlich um, ging in die Hocke und kroch rückwärts auf allen vieren in den Burghof hinunter; eine Fortbewegungsart, die zwar nicht sehr elegant, dafür aber sicher war. Seine Hände waren zerschunden und blutig, als er schließlich unten angekommen war.

Er stand auf, sah sich ein letztes Mal nachdenklich auf dem Hof um und ging dann auf das Haupthaus zu. Sein Blick folgte Damonas Spuren.

Er blieb stehen.

Neben der schmalen, tief eingedrückten Fußspur Damonas war noch eine zweite Spur. Eine sehr seltsame Spur.

Mike ging in die Hocke und fuhr nachdenklich mit den Fingern an den Konturen der Spuren entlang. Sie sahen aus wie die Abdrücke von Vogelfüßen – schmale, dreizehige Spuren, die eine Zeitlang mit denen Damonas parallel liefen und dann im rechten Winkel abbogen.

Vogelspuren?

Mike mußte plötzlich wieder an den riesigen Schatten denken, den er gesehen hatte. Wenn das, was er da vor sich im Schnee sah, wirklich die Spuren eines Vogels waren, dann mußte das Tier mindestens so groß wie ein erwachsener Mensch sein. Und Mike hatte noch nie von einer Eule gehört, die eine derartige Größe erreicht hätte.

Er blieb eine Weile unschlüssig hocken, blickte nachdenklich zum Haupthaus hinüber und folgte dann zögernd den Vogelspuren. Sie bewegten sich im rechten Winkel vom Haupthaus fort und endeten vor dem Geräteschuppen – oder dem, was davon übrig war.

Mike musterte das halbverfallene Gebäude mißtrauisch. Das Dach war durchlöchert und auf einer Seite eingesunken, und die Fenster waren grob mit Brettern vernagelt worden. Der Schnee vor dem Eingang war zertrampelt. Mike zögerte unschlüssig. Er mußte zu Damona, aber er wußte auch, daß die Spuren vor ihm keine normalen Vogelspuren waren. Irgend etwas Großes und wahrscheinlich Gefährliches lauerte dort vorne im dem alten Schuppen. Und Mike haßte es, eine unbekannte Gefahr hinter sich zu wissen.

Er sah sich nach einer Waffe um und hob schließlich ein stabil aussehendes Stuhlbein vom Boden auf. Dann näherte er sich langsam der Tür.

Sie hing lose in den Angeln. Die rostigen Scharniere quietschten hörbar, als Mike die Tür öffnete. Dahinter lag der verwüstete Innenraum, ein sinnverwirrendes Labyrinth aus Licht und Schatten und unidentifizierbaren Umrissen. Scharfer Raubtiergeruch, vermischt mit einem süßlichen, Übelkeitserregenden Gestank schlug Mike entgegen.

Er packte seine improvisierte Keule fester, öffnete die Tür ganz und sprang gebückt in den Schuppen.

Er war leer. Vom Dach löste sich Schnee und regnete auf Mike herunter, und durch die Erschütterung, die die zuschlagende Tür auslöste, fiel ein morscher Dachziegel herunter und wirbelte eine Staubund Schneewolke auf.

Mike blieb neben der Tür stehen und sah sich aufmerksam um.

Seine Augen gewöhnten sich nur allmählich an das Dunkel hier drinnen, aber er konnte auch jetzt schon erkennen, daß die Spuren sich auf dem Boden vor ihm fortsetzten. Sie verschwanden irgendwo im Hintergrund des Raumes.

Mike blinzelte nachdenklich zum Dach empor. Die Ziegel waren zerborsten und durchlöchert wie ein Sieb, aber keine der Öffnungen war groß genug, um einen Vogel von der Größe durchzulassen, wie er hier sein mußte.

Mike bewegte sich vorsichtig durch den Raum. Das leise Knirschen des Schnees unter seinen Schuhsohlen schien überlaut zu sein.

Irgendwo in der schattenerfüllten Dämmerung vor ihm bewegte sich etwas. Mike hatte einen flüchtigen Eindruck von gigantischen Flügeln, messerscharfen Krallen und einem gebogenen Schnabel, über dem ihn ein Paar kleiner, tückischer Augen anblinzelte. Aber der Dämon verschwand ebenso schnell, wie er aufgetaucht war.

Mike blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Vielleicht war es doch keine so gute Idee gewesen, hier einzudringen. Selbst wenn er dort hinten nichts fand, tat dieser Ausflug seinen ohnehin bis zum Zerreißen angespannten Nerven sicher nicht gut.

Er machte einen weiteren Schritt, wechselte die Keule von der linken in die rechte Hand und bewegte sich vorsichtig weiter. Seine Augen gewöhnten sich jetzt schnell an das schwache Licht. Er sah, daß die Rückwand des Schuppens eingestürzt war. Dahinter gähnte ein riesiges, finsteres Loch.

Das Innere der Burgmauer, sinnierte Mike. Die Mauern von Kings Castle waren fast zwanzig Fuß dick – aber sie waren keineswegs massiv. Zwischen der äußeren und der inneren Mauer befand sich ein ganzes Labyrinth von Stollen und Gängen, Kammern, Geheimtüren und Katakomben. Die Innenmauer war an dieser Stelle eingestürzt – oder zum Einsturz gebracht worden – so daß ein Zugang zu diesem Labyrinth entstanden war.

Mike zögerte. Der Verwesungsgeruch wurde stärker, je weiter er sich dem künstlichen Durchgang näherte, aber das war es nicht allein, was ihn zögern ließ. Er hatte einmal Pläne von den geheimen Stollenanlagen gesehen, und allein der Anblick der sinnverwirrenden Linien und Striche hatte genügt, ihm den Kopf rauchen zu lassen. Wenn er sich dort drinnen verirrte, war er verloren. Ein Mensch konnte wochenlang in diesen Geheimgängen herumirren, ohne auch nur eine Chance zu haben, den Ausgang jemals wiederzufinden.

Er ging vorsichtig zur Wand, starrte eine Zeitlang in das wattige Dunkel jenseits der Öffnung und lauschte. Ein leises Schaben und Kratzen drang aus der Finsternis zu ihm, und der Verwesungsgestank wurde fast unerträglich. Die Luft, die aus dem Gang herauswehte, war überraschend warm und trocken.

Das Schaben wiederholte sich. Diesmal war es näher und deutlicher. Mike wußte jetzt, daß er sich nicht getäuscht hatte. Irgendetwas bewegte sich aus der Dunkelheit auf ihn zu. Er beugte sich vor, kniff die Augen zu schmalen Schlitzen zusammen und versuchte, in der tintigen Schwärze jenseits des Durchgangs Irgend etwas zu erkennen. Irgendwo in unbestimmbarer Entfernung von ihm schienen zwei winzige rote Punkte zu schweben. Er hörte ein schleifendes Geräusch, als würde ein schwerer Körper über den Stein gezogen, wandte unwillkürlich den Kopf weg und verzog angeekelt das Gesicht, als ihm eine Welle stickiger, süßlich riechender Luft entgegenschlug.

Diese unbewußte Bewegung rette ihm das Leben.

Aus den Höhleneingang erscholl ein wütendes Krächzen. Ein dreißig Zentimeter langer, schwarzglänzender Schnabel hackte aus dem Dunkel hervor, zischte Zentimeter neben seiner Schulter durch die Luft und klappte mit einem häßlichen Geräusch zu.

Mike sprang mit einem überraschten Aufschrei zurück, warf sich zur Seite und schlug gleichzeitig mit seiner improvisierten Keule zu.

Das Holt traf den Hals des Riesenvogels und schleuderte ihn zurück.

Mike fuhr keuchend herum. Ihm war klar, daß sich das Ungeheuer nicht so leicht abwehren lassen würde. Er hatte nur einen flüchtigen Blick auf die Bestie erhaschen können, aber auch dieser flüchtige Blick hatte gereicht, ihm fast das Blut in den Adern gerinnen zu lassen.

Er hetzte zur Tür, preßte sich mit dem Rücken gegen die Wand und hob schützend die Arme vors Gesicht.

Die Bestie setzte bereits zu einem neuen Angriff an!

Ihr Leib quoll in einem Wirbel aus ledrigem Schwarz und messerscharfen Krallen aus der Öffnung, katapultierte auf Mike zu und schien den winzigen Raum sprengen zu wollen. Mike wehrte einen Krallenhieb mit der bloßen Faust ab, schlug mit dem Stuhlbein nach dem Kopf des Riesenvogels und trat gleichzeitig nach seinem Leib.

Aber die Treffer schienen dem Ungetüm überhaupt nichts auszumachen. Es prallte zurück, funkelte Mike mehr ärgerlich als wirklich wütend an und breitete die Schwingen aus.

Der Lagerschuppen erbebte in seinen Grundfesten, als die gigantischen Schwingen der Bestie gegen die Wände schlugen. Schutt und Trümmer regneten vom Dach herunter. Eine dicke, graue Staubwolke nahm Mike die Sicht. Er hustete, krümmte sich instinktiv zusammen und schlug blind um sich. Seine Keule traf auf Widerstand, und ein ärgerliches Krächzen sagte ihm, daß er erneut getroffen hatte.

Er wußte, daß er nur noch lebte, weil das Ungeheuer durch die Enge des Raumes behindert war. Das Vogelmonster war mehr als anderthalb Meter groß, und seine Schwingen mußten ausgebreitet sicherlich sechs Meter erreichen. Der messerscharfe Schnabel schien kräftig genug zu sein, ihn mit einem Biß zu köpfen.

Mike tastete keuchend nach dem Türgriff. Vielleicht hatte er eine Chance, ins Hauptgebäude zu entkommen.

Der Vogel schien seine Absicht zu erahnen. Seine Krallen scharrten unruhig im Boden, als nehme er Anlauf für den letzten entscheidenden Angriff. Der Schnabel öffnete sich einen fingerbreit. Grünlicher Schleim tropfte zu Boden.

Mikes Magen begann zu revoltieren. Der Gestank, den das Ungeheuer verbreitete, war erstickend.

»Komm schon, Kleiner«, sagte er gepreßt. »Mach's nicht so spannend.«

Der Vogel schien die Worte zu verstehen. Mike hatte den Eindruck, daß die Augen des Monstrums spöttisch aufblitzten. Mit einem Mal war er sich gar nicht mehr so sicher, daß er es hier mit einem stumpfsinnigen Ungeheuer zu tun hatte.

Aber ihm blieb keine Zeit, länger über diese Frage nachzudenken.

Der Kopf der Bestie zuckte in einer schlangengleichen Bewegung vor. Mike wich im letzten Moment zur Seite aus, schlug den häßlichen Schädel herunter und trat gleichzeitig nach den Füßen der Bestie.

Seine Taktik hatte Erfolg. Der Riesenvogel verlor das Gleichgewicht, flatterte einen Sekundenbruchteil hilflos mit den Flügeln und landete schließlich auf der Seite.

Mike war mit einem triumphierenden Schrei Über ihm. Sein Fuß nagelte den Körper der Bestie am Boden fest, während er das Stuhlbein mit beiden Händen über dem Kopf schwang.

Aber er hatte seinen Gegner erneut unterschätzt. Die riesigen Schwingen schlossen sich in einer täuschend majestätisch wirkenden Bewegung, schlugen gegen seinen Oberkörper und seinen Kopf Und ließen ihn zurücktaumeln. Mike prallte haltlos gegen die Wand und rutschte langsam daran zu Boden. Er hatte das Gefühl, mit dem Kopf zwischen einen Dampfhammer geraten zu sein. Die zerbrechlich aussehenden Flügel besaßen unglaubliche Kräfte. Wenn der Vogel seine volle Bewegungsfreiheit gehabt hätte, hätte er ihn wahrscheinlich mit einem einzigen Schlag dieser grauenhaften Schwingen töten können.

Er stemmte sich hoch, schüttelte mühsam den Schmerz und das taube Gefühl aus dem Kopf und hielt nach seinem Gegner Ausschau.

Der Vogel hockte auf Armeslänge vor ihm und funkelte ihn aus seinen kleinen, bösen Augen an. Mikes überraschende Gegenwehr schien seine Angriffslust ein Wenig gedämpft zu haben.

Mike grinste sarkastisch. »Na, keine Lust mehr?«

Ein wütendes Krächzen antwortete ihm. Mike war jetzt sicher, daß er es nicht mit einem dummen Tier zu tun hatte. Das Wesen mochte die Worte nicht begreifen, aber es verstand wenigstens, daß dieser große Zweibeiner ihm etwas sagte. Aber das machte es nun um so

gefährlicher.

Mike schwang seine Keule und näherte sich erneut der Tür. Der Vogel krächzte, hoppelte näher und klapperte drohend mit dem Schnabel. Scheinbar hatte er vor, so lange zu warten, bis sich sein Gegner eine Blöße gab.

Mike streckte die Hand nach dem Türgriff aus und zog sie blitzschnell wieder zurück, als der Schnabel der Bestie vorzuckte.

Verdammt – er mußte hier raus. Er konnte schließlich nicht bis zum Jüngsten Tag hier drinnen bleiben und darauf warten, daß sein Gegner müde wurde.

Er mußte es riskieren.

Mike warf sich nach rechts, federte mitten im Sprung zurück, stieß sich von der Wand ab und sprang dann erneut auf die Tür zu. Dieses Manöver schien die Auffassungsgabe des Vogels entschieden zu überschreiten. Er machte einen tolpatschigen Schritt, hackte unentschlossen nach der Tür und taumelte einen halben Meter an Mike vorbei. Und dieser winzige Vorteil genügte.

Mike packte seine Keule mit beiden Händen, drehte sich einmal um seine Achse und schlug aus der Drehung heraus zu.

Das Stuhlbein krachte mit fürchterlicher Wucht in den Nacken des Vogels. Das Ungeheuer wurde vornübergeschleudert und landete mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden. Seine Schwingen öffneten sich in einem letzten, unbewußten Reflex und bedeckten den Boden vor Mikes Füßen wie ein bizarrer, lederner Teppich. Die Gefahr war vorüber. Mikes Schlag hatte der Bestie das Genick gebrochen.

Er trat zurück, ließ die Keule fallen und blieb einen Herzschlag lang schweratmend über dem besiegten Ungeheuer stehen.

Aber er hatte nicht viel Zeit, sich über seinen Sieg zu freuen.

Hinter ihm erscholl ein wütendes, schrilles Krächzen, gefolgt von dumpfem Poltern und dem Scharren harter Krallen auf Stein.

Mike wirbelte wie von der Tarantel gestochen herum.

Unter der Maueröffnung erschien ein zweiter, gigantischer Vogel.

Und hinter ihm drängen sich weitere der Scheußlichkeiten ins Freie.

***

Der »Priester« wartete fast zehn Minuten, ehe er sich von seinem Platz löste und zu Standish und seinen beiden Bewachern zurückkehrte. Die letzten Männer und Frauen der satanischen Gemeinde waren gegangen, und vor wenigen Augenblicken war das Brummen des letzten Automotors in der Ferne verklungen. Offensichtlich kamen die Angehörigen der schwarzen Sekte von weither zusammen, um ihre Messen zu feiern.

»Nun? Hast du dir überlegt, was wir mit dir machen sollen?«

Standish hob müde den Kopf. Die Schmerzen waren längst verebbt,

aber er fühlte sich immer noch nicht fähig, aufzustehen oder etwas zu sagen. Er hatte das Gefühl, völlig leergebrannt zu sein.

Ausgelaugt. Der grausige Anblick des Horrorvogels hatte auch das letzte bißchen Willenskraft in ihm ersterben lassen. Er hatte sich mit Ellens Tod abgefunden. Sie hatten ihn gezwungen, dabei zuzusehen, wie sie auf dem Scheiterhaufen verbrannte, und er hatte gedacht, daß es nichts gäbe, was ihn jetzt noch treffen könnte. Aber das stimmte nicht.

Sein Blick wanderte wieder zu der schattenhaft erkennbaren Gestalt des riesigen Vogels hinüber. Sein Gesicht lag im Dunkel, aber er wußte auch so, wie es aussah. Er würde den Anblick nie wieder vergessen können.

»Du wartest auf eine Erklärung; nicht?« Die Stimme des Alten klang mit einemmal gar nicht mehr brüchig und dünn, sondern kräftig, dunkel und jugendhaft. Er gab seinen zwei Helfern einen Wink, und Standish wurde grob auf die Füße gerissen.

»Ich kann mir so ungefähr denken, was in dir vorgeht, Standish«, sagte er. »Du hast gesehen, wie deine Frau verbrannt wurde. Du weißt, daß sie tot ist. Und doch…« Er lachte leise, hob die Hand und schnippte mit den Fingern. Der Vogel hoppelte gehorsam an seine Seite und beobachtete Standish mit schräggelegtem Kopf.

Standish schloß stöhnend die Augen: »Schick ihn fort«, wimmerte er. »Bitte, schick ihn fort.«

Der Priester lachte meckernd. »Du fürchtest dich vor deiner eigenen Frau, mein lieber Freund?«

»Das… ist nicht Ellen«, würgte Standish mühsam. »Sie ist tot. Ich habe es gesehen. Ich habe gesehen, wie sie starb.«

»Sie und deine Tochter, ich weiß«, nickte der Priester. »Diese Bestien haben dich gezwungen, dabeizusein.« Er schüttelte den Kopf und verschränkte die Arme vor der Brust. Das Entsetzen in seiner Stimme schien wirklich echt zu sein. »Ungeheuer. Du hast mich ein Ungeheuer genannt, Standish, nicht wahr? Aber die wahren Ungeheuer sind die, die dein Kind und deine Frau lebendig verbrannt haben. Und du nennst mich Ungeheuer.«

»Es wäre nie soweit gekommen, wenn du Ellen nicht verführt hättest, bei diesen schwarzen Messen mitzumachen.«

»Ich habe sie nicht dazu verführt. Sie ist freiwillig gekommen. Wie alle.« Der »Priester« brach ab, griff sich an den Kopf und zerrte an seinem Bart. Der Bart löste sich, und mit ihm die Gesichtshaut. Es sah aus, als risse sich der alte Mann die Haut bei lebendigem Leibe herunter.

Aber es war nur eine Gummimaske. Darunter kam ein glattrasiertes, jugendliches Gesicht zum Vorschein.

»Eigentlich müßten wir dich töten, Standish«, sagte er ernst.

»Niemand, der unsere Riten belauscht, darf überleben. Unser Bund ist noch nicht stark genug. Noch müssen wir im Verborgenen arbeiten. Aber die Zeiten werden sich ändern.«

Standish starrte den »Priester« wütend an und biß sich auf die Lippen.

»Wie gesagt – eigentlich müßten wir dich töten. Aber ich will dir eine Chance geben. Du hast miterlebt, was mit deiner Familie passiert ist. Du bist bereit, dein Leben für deine Rache zu riskieren, und solche Männer können wir gebrauchen. Wenn du willst, nehmen wir dich auf. Wenn nicht…« Er ließ das Ende des Satzes offen und machte eine bedeutungsvolle Geste auf den Alptraumvogel, der noch immer wie ein treuer Hund vor seinen Füßen hockte und Standish aus ausdruckslosen Augen anstarrte.

»Das Leben endet nicht unbedingt nach dem Tod, Standish«, sagte er leise. »Deine Frau hat sich dazu entschlossen, uns zu dienen, und du siehst, daß wir unseren Teil des Kontraktes halten. Auch über den Tod hinaus.«

Er schwieg. Aber Standish verstand die unausgesprochene Drohung auch so. Wenn er sich weigerte, dann würden sie ihn auch zu einer solchen Horrorkreatur werden lassen. Sie hatten die Macht dazu.

Standish starrte minutenlang zu Boden. Schließlich hob er müde den Kopf, starrte erst den Vogel, dann den Priester an. »Kann ich es mir überlegen?«

Der Götzendiener schüttelte stumm den Kopf.

Standish schluckte. »Ich will Rache«, sagte er mit bebender Stimme. »Rache an denen, die für den Tod meiner Frau und meiner Tochter verantwortlich sind. Wenn ihr mir dabei helfen könnt…«

Ein dünnes, triumphierendes Lächeln spielte um die Lippen des Priesters. »Ich hoffte, daß du dich so entscheiden würdest. Aber sei gewarnt – niemand hintergeht uns. Und der Tod, der dir jetzt bevorsteht, ist tausendmal angenehmer als das Ende, das wir einem Verräter bereiten.«

Standish nickte verkrampft. »Laßt mich los. Ich will Rache, mehr nicht.«

Der »Priester« nickte unmerklich. Der Druck um Standish' Oberarme lockerte sich und verschwand schließlich ganz. Aber er wußte, daß die beiden Männer hinter ihm standen und nur auf eine verdächtige Bewegung warteten.

Standish seufzte, trat einen halben Schritt auf den Priester zu und massierte seine schmerzenden Rippen. »Wer ist Morticah?« fragte er.

»Unser Herr. Aber es ist Unwürdigen wie dir nicht gestattet, seinen Namen in den Mund zu nehmen.«

»Morticah ist also der Boß dieses ganzen Vereins?« fragte Standish.

Der »Priester« schien im letzten Moment zu begreifen, daß Standish

die ganze Zeit über nur geschauspielert hatte. Aber das Erschrecken auf seinem Gesicht kam zu spät.

Standish ließ sich zur Seite fallen und tauchte unter den zupackenden Armen seiner beiden Bewacher hindurch. Er prallte auf den Boden, rollte herum und griff nach dem Päckchen. Keiner der Satansjünger hatte das unscheinbare Paket bemerkt, daß ihm während des Kampfes mit dem Vogel aus den Händen gefallen war. Standish hatte es keine Sekunde vergessen.

Er wälzte sich auf den Rücken, stieß den Mann, der sich auf ihn werfen wollte, mit dem Fuß beiseite und schleuderte das Paket nach dem »Priester«.

Der Wurf war viel zu kräftig, außerdem konnte Standish aus seiner unglücklichen Lage heraus kaum zielen. Das Paket verfehlte den Mann, segelte im hohen Bogen an ihm vorbei und landete auf dem Dach der Mühle.

Standish warf sich herum und verbarg den Kopf zwischen den Armen.

Eine ungeheure Explosion zerriß die Nacht. Das Dach flog in einer grellgelben Stichflamme auseinander, Feuer regnete vom Himmel; kleine, scharfkantige Trümmerstucke bohrten sich rechts und links von Standish in den Boden, und Irgend etwas hämmerte mit vernichtender Macht in seinen linken Arm. Der Donner der Detonation erstickte die entsetzten Schreie der Männer.

Standish blieb sekundenlang mit geschlossenen Augen liegen, ehe er sich langsam auf den Rücken wälzte.

Vor ihm breitete sich ein Bild des Chaos aus. Die Mühle war von der Explosion bis auf die Grundmauern zerfetzt worden. Die Ruine brannte mit hellen, prasselnden Flammen. Überall lagen brennende Trümmerstücke herum, schwelendes Holz, zerschmetterte und bis zur Unkenntlichkeit verkohlte Reste der Einrichtung.

Der »Priester« lag lang ausgestreckt vor Standish. Sein kostbarer Mantel hing in Fetzen, und über sein Gesicht lief ein dünner, glitzernder Blutfaden. In seinen weit aufgerissenen, gebrochenen Augen stand immer noch ein erstaunter Ausdruck.

Seine beiden Helfer waren ebenfalls tot. Standish mußte nur einen flüchtigen Blick auf die beiden reglosen Körper werfen, um zu erkennen, daß hier jede Hilfe zu spät kam.

Ein helles, klägliches Wimmern ließ ihn herumfahren. Vor dem Hintergrund der prasselnden Flammen bewegte sich ein schwarzer Schatten.

Der Vogel!

Standish unterdrückte einen Aufschrei, als er das Ungeheuer sah.

Die Detonation hatte seine Flügel versengt und sein Gesicht zu einer schwarzen, rußigen Masse werden lassen. Ein brennender Holzsplitter

hatte seinen linken Flügel durchschlagen und sich darin verkeilt.
Die Flammen leckten an der ledrigen Haut empor, griffen nach dem entstellten Gesicht und ließen seine Schuppen zischend verdampfen.
Standish starrte das grauenhafte Bild sekundenlang an, ehe er sich umdrehte und langsam den Hügel hinauf humpelte.
Hinter ihm drang immer noch das Wimmern der Bestie durch die Nacht. Aber das hörte er nicht. In seinem Denken war nur für einen einzigen Begriff Platz.
Morticah, dachte er. Ich werde dich kriegen. Morticah.

***

Damona war im ersten Augenblick viel zu verblüfft, um auf Henrys Frage zu antworten. Sie stand nur da, starrte den alten Mann an und versuchte das Gefühl der Panik zurückzudrängen, das langsam in ihr emporkroch.
Henry erhob sich schnaubend.
»Sie könnten mir wenigstens helfen«, sagte er vorwurfsvoll, während er aufstand. »Wenn Sie mich schon halbtot schlagen…«
Damona lächelte verlegen und reichte Henry die Hand. »Tut mir leid, Henry. Ich habe nur eine Bewegung im Spiegel gesehen und gedacht, sie wollten mich angreifen.« Sie deutete mit einer Kopfbewegung auf den zerbrochenen Spiegel an der Wand und machte eine entschuldigende Geste. »Es war ein reiner Reflex.«
»Schöne Reflexe haben Sie, Miß.« Henry rieb sich demonstrativ die Schulter und warf dann eine hastigen Blick zur Tür. Damona sah jetzt, daß er sich verändert hatte. Sein Profil wirkte schärfer, und seine Haltung hatte viel von ihrer Würde verloren und drückte jetzt Krankheit und Leid aus. Sein Blick war unstet und flackernd. Seine Augen schienen ständig in Bewegung zu sein, und Damona war sicher, daß ihnen auch nicht die winzigste Kleinigkeit entging.
Die Augen eines Gejagten, dachte sie.
Der alte Butler wirkte wie ein Mensch, der gelernt hatte, immer auf der Hut zu sein und sich zu verstecken.
»Ich habe versucht, Ihnen das Leben zu retten, junge Dame«, sagte Henry ernsthaft. »Wenn ich gewußt hätte, wie gut ihre Reflexe sind, hätte ich es mir zweimal überlegt. Sie hätten mir das Genick brechen können.« Er legte eine winzige Pause ein, sah noch einmal hastig in den Himmel über dem Burghof und fragte dann: »Wer Sind Sie überhaupt? Und was tun Sie hier?«
Damona atmete scharf ein. »Sie… Sie kennen mich wirklich nicht, Henry?« fragte sie.
Henry überlegte einen Moment und schüttelte dann entschieden den Kopf. »Sollte ich?«
»Mir ist jetzt nicht nach Scherzen zumute, Henry«, sagte Damona.

»Bitte erklären Sie mir, was hier passiert ist. Wieso ist die Burg zerstört? Was ist hier geschehen? Und was hat dieses Grab draußen auf dem Hügel zu bedeuten?«

Auf dem Gesicht des Butlers erschien ein undeutbarer Ausdruck.

Es kam Damona beinahe vor, als zweifle er an ihrem Verstand.

»Ich verstehe Ihre Fragen nicht, Miß«, sagte er. »Ich habe Sie vor einer Minute zum ersten Mal in meinem Leben gesehen. Und Kings Castle ist schon sehr lange zerstört. Zu lange.« Er schüttelte den Kopf und biß sich auf die Lippen. Als er weitersprach, klang seine Stimme verändert. »Früher einmal sah es hier anders aus.«

»Ich weiß«, murmelte Damona.

Henry schüttelte den Kopf. Auf seinen Lippen erschien ein wehmütiges Lächeln. »Sie können es nicht wissen. Sie sind nicht alt genug dazu. Selbst ich beginne manchmal zu vergessen, wie es einmal war.«

»Wie was war?« fragte Damona.

»Kings Castle. Dieses Land. Die Welt – alles«, antwortete Henry geheimnisvoll. »Aber das ist lange her.« Er schreckte aus seinen Gedanken auf und blickte Damona mit neu erwachendem Mißtrauen an. »Aber jetzt verraten Sie mir bitte, wer Sie sind. Und vor allem, was Sie hier wollen.«

Damona zögerte.

»Mein Name«, sagte sie schließlich. »Ist Damona. Damona King.«

Sie sah, wie Henry bei der Erwähnung des Namens King zusammenzuckte. Für einen Moment schien sich sein Gesicht wie bei der Erinnerung an einen längst vergessenen Schrecken zu verzerren.

Aber er hatte sich sofort wieder in der Gewalt.

»King?« Seine Stimme war ruhig, fast ausdruckslos. »Sind Sie eine Verwandte von James King?«

Damona nickte zögernd. »Ich habe sein Grab draußen gesehen. Ich wußte nicht, daß er gestorben ist.«

Henry nickte. »Es ist lange her. Fast fünfundzwanzig Jahre.«

»Wie starb er?«

Diesmal dauerte es fast eine Minute, ehe Henry antwortete. »Er wurde ermordet«, stieß er hervor. »Aber ich möchte nicht darüber reden. Ich habe mich bemüht, es zu vergessen.« Plötzlich lächelte er.

»Ich hätte gleich erkennen sollen, daß Sie eine Verwandte von ihm sind. Sie haben seinen Mund, wissen Sie. Sein Gesicht. Nur die Augen, die sind von jemand anderem. Ihrer Mutter?«

Damona nickte. In ihrer Kehle saß plötzlich ein bitterer, harter Kloß, und ihr Magen schien sich zu einem eisigen Klumpen zusammenzuziehen. Sie drehte sich halb herum, schloß die Augen und rammte die Hände in die Jackentasche, damit Henry nicht sah, wie sie zitterten.

»James King war mein Vater«, sagte sie.

Henry sog hörbar die Luft ein. »Ihr… Vater? Sie sind James Kings Tochter?« Damona nickte.

»Aber er hat nie von Ihnen erzählt«, sagte Henry verblüfft. »Wer war ihre Mutter. Und wo…?«

Er brach plötzlich ab. »Es könnte sein«, murmelte er. »Mein Gott, es könnte wirklich sein. Sehen Sie mich an, Kind.«

Damona gehorchte, obwohl es ihr schwerfiel, dem forschenden Blick des alten Butlers standzuhalten.

Henry starrte sie eine Ewigkeit an. In seine Augen trat ein helles Glitzern, und seine Stimme zitterte hörbar, als er weitersprach. »Es könnte wirklich wahr sein. Die Ähnlichkeit… Ihre Mutter stammt aus Ungarn?«

Damona nickte impulsiv.

»Dann stimmt es. Er erzählte von einer Frau, kurz nachdem er von seiner Reise zurückkam. Aber er hat nie viel erzählt. Irgend etwas muß dort passiert sein, daß er vergessen wollte. Aber er hat von einer Frau erzählt. Warten Sie… ich wußte den Namen.«

»Vanessa«, sagte Damona tonlos.

Henry nickte begeistert. »Das war er. Vanessa. Sie war Ihre Mutter?«

»Ja. Diese Reise, Henry… was geschah danach? Mein Vater kam allein zurück?«

Henry nickte. Sein Gesicht verdüsterte sich erneut, als ihn die unangenehmen Erinnerungen wieder einholten. »Er kam zurück, aber er… er kam nicht mehr dazu, sich um Sie oder Ihre Mutter zu kümmern.«

»Was geschah dann?« fragte Damona. Sie versuchte krampfhaft, ihre Stimme unter Kontrolle zu halten. Ihr Verdacht begann sich zu verfestigen. Aber er war viel zu phantastisch, als daß sie Henry wirklich die Wahrheit sagen konnte. Sie selbst glaubte ja noch nicht daran. »Sie müssen verstehen, daß ich vielleicht dumme Fragen stelle. Aber ich weiß absolut nichts von dem, was hier passiert ist. Wir haben nichts mehr von James King gehört, seit er abgereist war.«

»Und Sie sind gekommen, um nach Ihrem Vater zu suchen?«

Damona nickte. Es war besser, Henry zu belügen, statt ihn mit einer Wahrheit zu konfrontieren, die über das hinausging, was ein normaler menschlicher Geist akzeptieren konnte.

»Er wurde ermordet«, sagte Henry. »Vier Wochen, nachdem er zurückgekommen war, haben sie die Burg gestürmt und ihn ermordet.«

»Wer sind sie?«

»Die Menschen aus dem Dorf. Aus Marnockfearn.«

»Aber das sind unsere Freunde!« entfuhr es Damona. »Ich meine, mein Vater erzählte, daß er sich mit den Menschen dort gut verstand,

und…«

Henry nickte. »Das war, bevor sich alles geändert hat. Bevor dieser ganze Wahnsinn begann. Sie sind eines nachts hier heraufgezogen, haben Ihren Vater aus dem Haus geschleift und ihn erschlagen.«

»Aber warum?«

»Ich weiß es nicht. Mich haben sie am Leben gelassen, aber ich bin seitdem so etwas wie ein Ausgestoßener. Ich habe Kings Castle seit diesem Tag nicht mehr verlassen. Ich will es auch nicht. Ich kann eine Welt nicht ertragen, die einen so guten Menschen, wie es Ihr Vater war, kaltblütig ermordet hat.« Er hob den Kopf, ballte hilflos die Fäuste und sah Damona an. Seine Augen schimmerten feucht.

»Ich verstehe einfach nicht, warum Menschen auf Menschen, die ihnen nie etwas getan haben, einschlagen. Ihr Vater war gut, wirklich gut, Damona. Aber sie haben ihn getötet. Brutal und rücksichtslos. Sie haben ihm nicht einmal die Chance gegeben, sich zu verteidigen.«

»Und dann?« fragte Damona leise.

»Dann haben sie die Burg verwüstet. Sie haben alles mitgenommen, was sich lohnte, und den Rest zerstört. Sie haben auch Feuer gelegt, aber ich konnte es löschen, nachdem sie abgezogen waren. Warum sind Sie hergekommen?« fragte Henry plötzlich. »Sie hätten nicht kommen dürfen, Miß. Sie hätten niemals hierherkommen dürfen. Dieser Ort hat schon einem King den Tod gebracht – ich will nicht, daß auch der letzte Vertreter dieser Familie hier stirbt. Fliehen Sie!«

»Fliehen? Wovor?«

Henry schüttelte verblüfft den Kopf. »Hat Ihnen denn niemand gesagt, was…«

»Nein.«

»Aber die… die Vögel …«

»Vögel?«

Henry nickte abgehackt. »Ich habe Sie vorhin von der Tür wegziehen wollen, damit Sie nicht von den Harpyien entdeckt werden. Sie leben hier. Hier ist ihre Brutstätte. Ihr Nistplatz.«

»Harpyien?« fragte Damona verwundert. »Wovon reden Sie, Henry? Was sind diese Harpyien?«

Fast, als wäre diese Frage ein Stichwort gewesen, drang von draußen ein schriller, krächzender Schrei herein.

Henry zuckte zusammen und sah hastig zur Tür. Aus seinem Gesicht wich alle Farbe.

»Sie haben Sie gewittert«, sagte er. »Sie wissen, daß Sie hier sind. Kommen Sie.« Er fuhr herum, nahm Damona an der Hand und zog sie hastig zur Tür. Sein ausgestreckter Arm deutete in den Himmel.

Damona legte den Kopf in den Nacken und blinzelte nach oben.

Über dem Hof kreiste eine Anzahl winziger schwarzer Punkte. Sie flogen zu hoch, um Einzelheiten erkennen zu lassen, aber ihr

Bewegungen waren langsam und träge, fast majestätisch. Sie mußten sehr groß sein.

»Dort«, sagte Henry atemlos. »Sehen Sie sie? Und dort!« Er deutete auf die gegenüberliegende Burgmauer. Auf ihrer Krone hockte ein halbes Dutzend großer, häßlicher Vögel.

Damona schauderte, als sie die Ungeheuer sah. Ihre Körper erinnerten an riesige Fledermäuse. Eine der Bestien warf den Kopf in den Nacken und schlug mit den Flügeln. Ihre Spannweite betrug gut und gerne vier Meter.

»Das sind sie«, murmelte Henry.

»Die Harpyien?«

Der alte Butler nickte ängstlich. »Ja. Sie heißen nicht so, aber jedermann nennt sie so. Sie sind schrecklich. Sie terrorisieren das ganze Land. Niemand kann sich gegen sie schützen. Und hier ist ihr Nistplatz. Sie brüten in den alten Gewölben unter der Burg. Und in den Gängen. Sie hätten niemals hierherkommen dürfen, Miß. Sie sind verloren.«

Damona schüttelte trotzig den Kopf. »Ich bin hereingekommen, und ich werde auch wieder herauskommen. Die paar Vögel...«

»Es sind Hunderte«, sagte Henry ernst. »Die dort oben sind nur die Wächter. Die Biester sind schlau wie der Teufel. Sie beobachten ständig die Umgebung. Manchmal glaube ich fast, sie sind intelligent.«

»Und Sie?« fragte Damona.

»Ich?« Henry zuckte die Schultern. »Sie lassen mich in Ruhe, solange ich mich nicht ihren Nestern nähere. Ich weiß nicht, warum das so ist. Vielleicht, weil ich schon hier war, als sie kamen.«

»Wann war das?«

»Kurz nach dem Tode Ihres Vaters. Sie kamen eines Abends. Zuerst waren es nur ein paar, aber dann kamen immer mehr. Und seither beherrschen diese Ungeheuer das Land. Alle fürchten sich vor ihnen. Alle.«

Damona warf den Ungeheuern auf der Mauer einen langen, nachdenklichen Blick zu. Sie konnte verstehen, daß Henry Angst vor ihnen hatte. Schon dieses halbe Dutzend dort wirkte bedrohlich; eine düstere, böse Wachmannschaft, die aus kleinen bösen Augen Über das Land starrte und ihr dunkles Imperium eifersüchtig bewachte.

Ihre Köpfe waren ständig in Bewegung, und in fast regelmäßigen Abständen faltete eines der Ungetüme die Flügel auseinander und krächzte. Es sah fast aus, als unterhielten sie sich.

Damona schüttelte sich. Ihr Blick wanderte an den verwitterten Mauern entlang. Die Vorstellung, daß Hunderte und Aberhunderte in den weitverzweigten Stollen und Gängen unter der Burg lauerten, ließ sie frösteln.

Vom entgegengesetzten Ende des Hofes drang das wütende Krächzen

einer Harpyie herüber. Damona fuhr herum. Vor ihren Augen spulte sich eine dramatische Szene ab.

Die Tür des kleinen Geräteschuppens, der dort an der Wand lehnte, wurde mit einem Ruck aufgerissen, und ein Gestalt taumelte ins Freie.

»Mike!« schrie Damona.

Mike wirbelte beim Klang ihrer Stimme herum, erstarrte für einen Sekundenbruchteil und rammte dann die Tür hinter sich zu. Eine halbe Sekunde später erbebte das ganze baufällige Gebäude unter dem Anprall eines schweren Körpers, der sich von innen gegen die Tür warf. Das morsche Holz ächzte unter der Belastung, bog sich durch und splitterte. Der Schlag ließ Mike zurücktaumeln.

Ein zweiter Stoß traf die Tür und zerschmetterte sie vollends. In der Öffnung erschien ein riesiger geflügelter Schatten.

Damona und Henry schrien im gleichen Augenblick auf, als sie die Gefahr erkannten. Mike war herumgefahren und rannte mit weit ausgreifenden Schritten auf das Haus zu. Die Bestie, vor der er floh, schien sich in der viel zu engen Türöffnung verkeilt zu haben. Sie krächzte wütend, schlug ärgerlich mit den Flügeln und warf ihren muskulösen Körper immer wieder gegen das morsche Holz.

Aber die wirkliche Gefahr kam von einer ganz anderen Seite. Hinter dem Geräteschuppen war ein riesiges gezacktes Loch im Boden entstanden, wo die Decke des darunterliegenden Kellers eingestürzt und einen Teil des Hofes mit sich in die Tiefe gerissen hatte. Aus dem Krater quollen in rascher Folge große, plumpe Schatten, falteten sich zu riesigen dreieckigen Drachen auf und schwangen sich mit einer Leichtigkeit, die ihrem plumpen Äußeren Hohn sprach, hoch in die Luft.

Als Mike die Gefahr bemerkte, schien es fast zu spät. Sechs, sieben Harpyien brachen aus der Formation aus und gingen mit schrillem Krächzen zum Angriff über.

***

Die zersplitterte Frontscheibe fächerte das Sonnenlicht zu einem bunten, regenbogenfarbigen Prisma auf und ließ es noch blendender erscheinen, als es ohnehin war. Die Sonne lohte als riesiger, aufgedunsener Ball dicht über dem Horizont. Der frisch gefallene Schnee reflektierte ihre Strahlen und steigerte die Helligkeit noch, und das grelle Gegenlicht ließ die Bäume rechts und links der Straße zu schwarzen, vorüberhuschenden Silhouetten werden.

Standish hob müde eine Hand und fuhr sich über die Augen. Sein Kopf dröhnte, und auf den letzten drei, vier Meilen war er mehrmals fast eingeschlafen. Die Straße verschwamm immer wieder vor seinen Augen, und die Anstrengung, das Lenkrad zu halten und den Kurven und Kehren der Straße zu folgen, war ihm fast zuviel.

Aber er mußte weiter. Er hatte keine Zeit zu verlieren. Er mußte so schnell wie möglich nach Marnockfearn, wenn er eine Chance haben wollte, Morticah zu finden. Auch, wenn es logisch betrachtet Selbstmord sein mochte, sich in seinem Zustand in einen Wagen zu setzen.

Er schaltete herunter, nahm die nächste Kurve vorsichtig und gab behutsam Gas. Die Reifen drehten wimmernd durch, als unter der dünnen Schneedecke Eis zum Vorschein kam. Der Wagen schlingerte, krachte mit den Vorderrädern durch eine Schneewehe und kam nach einem bockenden und doppelten Ausflug über das angrenzende Feld wieder auf die Straße zurück.

Standish atmete hörbar aus, schüttelte den Kopf und lächelte verkrampft. Der Adrenalinstoß, den der Beinahe-Unfall auslöste, ließ ihn übergangslos wachsam werden. Er fuhr an den linken Straßenrand, nahm die Hände vom Steuer und ließ sich zurücksinken.

Wenn er dem letzten Straßenschild, an dem er vorbeigekommen war, glauben konnte, dann mußte Marnockfearn praktisch hinter der nächsten oder übernächsten Kurve liegen. Es hatte wirklich keinen Sinn, jetzt noch einen Unfall zu riskieren.

Er blieb sekundenlang mit geschlossenen Augen hinter dem Steuer sitzen und griff dann widerstrebend nach dem Türöffner. Der Gedanke an die eisigen Temperaturen draußen ließ ihn schon vorher frieren, aber wenn er auch nur noch einen Augenblick lang hier sitzenblieb, dann würde er einschlafen. Und so erschöpft, wie er war, bestand wirklich die Gefahr, daß er erfror.

Standish stieg aus dem Wagen, reckte sich und versuchte sich die Müdigkeit aus den Augen zu reiben. Die Kälte kroch fast augenblicklich durch seine Kleider, aber auch sie konnte das bleierne Gefühl nicht aus seinem Körper vertreiben. Er hatte seine Kraftreserven einfach bis zum Letzten ausgeschöpft.

Er begann um den Wagen herumzugehen.

Eigentlich war es ein Wunder, daß er so weit gekommen war. Die Explosion hatte das Fahrzeug arg in Mitleidenschaft gezogen. Die Fenster waren zersplittert und in Millionen winziger scharfkantiger Trümmerstücke zerfallen, die die Sitze des Ford übersäten. Die vorderen Kotflügel und die Motorhaube waren eingedrückt, und der Lack trug Spuren der ungeheuren Hitze, die die Explosion begleitet hatte.

Standish schüttelte den Kopf. Nein – eigentlich hätte der Wagen die Strecke bis hierher nicht mehr durchhalten dürfen. Aber eigentlich hätte er keine Chance haben dürfen, mit den Hades-Jüngern und ihrem teuflischen Vogelmonster fertig zu werden.

Eigentlich… es war zu viel geschehen, was eigentlich nicht sein dürfte, sinnierte er. Vielleicht war es auch kein Glück. Vielleicht lag es

einfach daran, daß er nichts mehr zu verlieren hatte. Im Grunde war er im gleichen Moment gestorben, in dem auch Ellen gestorben war. Möglicherweise war es das, was ihm einen entscheidenden Vorteil gab – daß er nicht mehr zu zögern brauchte, daß er im entscheidenden Moment einen winzigen Vorsprung hatte.

Er zog die Schultern zusammen, stampfte ein paarmal mit den Füßen auf, um das eisige Gefühl daraus zu vertreiben und ging dann langsam um den Wagen herum. Der Motor lief noch immer, und aus dem Auspuff quoll eine weiße, schwere Dampfwolke, die sich auf dem Boden ausbreitete und nur widerwillig auseinandertrieb.

Standish suchte in seinen Jackentaschen nach Zigaretten, fand keine und setzte sich dann achselzuckend wieder hinter das Steuer. Der Schnee knirschte unter den grobstolligen Reifen, als er den Wagen zur Straße zurücklenkte. Seine Lider fühlten sich noch immer an, als bestünden sie aus Blei, aber die Kälte hatte die Müdigkeit wenigstens zum Teil vertrieben. Er kurbelte das Seitenfenster herunter, schaltete die Heizung aus und öffnete die Frischluftzufuhr. Aus den Belüftungsschlitzen quoll eiskalte Luft. Die Temperaturen im Inneren des Wagens näherten sich der Betriebstemperatur eines Kühlschrankes. Aber er blieb wenigstens wach.

Standish brauchte die Tortur nicht lange durchzuhalten.

Der Wald hörte übergangslos auf, und vor der zerbeulten Schnauze des Wagens lagen die ersten Häuser von Marnockfearn.

Der Anblick war fast enttäuschend. Standish wußte nicht, was er erwartet hatte, aber das Dorf sah beinahe zu normal aus – ein kleines, verschlafenes Nest, das sich unter dem ersten Schnee duckte und nur aus einer einzigen, nicht übermäßig breiten Straße zu bestehen schien. Aus den Kaminen quollen weiße Rauchfahnen, und hinter den meisten Fenstern schimmerte noch Licht.

Die Straßen waren fast ausgestorben. Ein alter Mann schlurfte über den verschneiten Bürgersteig und warf dem vorüberkeuchenden Wagen einen verwunderten Blick zu, und an einer Ecke war ein dickvermummter Junge damit beschäftigt, sein eingeschneites Fahrrad freizuschaufeln.

Standish hielt neben dem Alten, beugte sich herüber und drehte die Scheibe auf der Beifahrerseite herunter.

Der Alte blieb stehen, beäugte den Wagen mit offenkundigem Mißfallen und machte Anstalten, weiterzugehen.

»Guten Morgen«, sagte Standish.

Der Alte grunzte Irgend etwas und starrte auf die gesprungene Frontscheibe des Ford.

»Ich… äh … hatte einen kleinen Unfall«, sagte Standish. »Gibt es hier im Ort eine Garage?«

»Die gibt es. Aber so früh ist da noch keiner«, murrte der Alte.

Standish brauchte seine Zerknirschung nicht einmal zu spielen. Er fühlte sich viel zu müde, um jetzt noch höflich oder gar nett zu sein.

»Gibt es hier wenigstens ein Hotel?«

Der Mann deutete auf die andere Straßenseite. »Sie stehen praktisch genau davor, Mister. Ist nichts besonderes, aber es ist das einzige hier.«

Standish nickte dankbar, griff wieder nach dem Steuer und fuhr bis zum Ende der Straße. Dort wendete er und lenkte den Wagen bis zum Gasthaus zurück.

Er machte sich nicht die Arbeit, abzuschließen oder den Wagen gleich zu der nahegelegenen Garage zu fahren. Ihm war im Gegenteil eher daran gelegen, daß der Wagen gesehen wurde. Er war sein Alibi, der Grund, der ihm erlaubte, eine Zeitlang hierzubleiben, ohne Aufsehen zu erregen.

Er zog den Zündschlüssel ab, stieg mit müden Bewegungen aus und schlurfte zum Gasthaus hinüber. Die Tür war zu seiner Überraschung offen. Eigentlich hatte er nicht damit gerechnet, daß zu dieser frühen Stunde bereits Betrieb im Schankraum sein würde.

Aber an der Bar lehnten zwei Gäste, und ein weiteres Paar saß vor dem Kamin und unterhielt sich leise.

Standish schlurfte zur Rezeption hinüber, ließ die Hand auf die Klingel fallen und wartete ungeduldig auf das Erscheinen des Wirtes. Der Mann wälzte sich von seinem Platz hinter der Theke herüber und betrachtete Standishs Kleidung mit kaum verhohlener Ablehnung.

»Ich möchte ein Zimmer«, sagte Standish.

»Einzel- oder Doppelzimmer?«

»Einzel. Mit Bad, wenn möglich.«

Der Wirt schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Wir haben zur zwei Zimmer mit Bad, und die sind zur Zeit belegt.«

In Standish begann eine Alarmglocke zu klingeln. »Sie haben viele Gäste?« fragte er müde.

»Gestern Abend kamen ein paar an. Eigentlich ungewöhnlich für diese Jahreszeit, aber…« Er brach ab, grinste und deutete mit einer Kopfbewegung auf Standishs angesengte Jacke.

»Sie sehen aus, als hätten Sie ein Bett nötig.«

»Ich hatte einen Unfall«, sagte Standish. »Nichts schlimmes, aber der Wagen ist hin. Ich fürchte, ich muß ein paar Tage hierbleiben.«

Er lächelte verkrampft und deutete mit zitternden Fingern auf das Gästebuch. »Wenn ich mich jetzt eintragen könnte – ich bin müde und möchte möglichst schnell ins Bett.«

Der Wirt schob das Buch über den Tisch, klappte es auf und suchte einen zerkauten Bleistiftstummel aus der Kitteltasche.

Standish griff nach dem Stift, stutzte sich auf das Pult und schrieb langsam und sorgfältig seine Personalien in die dafür vorgesehenen

Spalten. Seine Finger waren taub und gefühllos vor Kälte. Er hatte Schwierigkeiten, den Bleistift zu halten. Er brauchte sich nicht einmal zu verstellen, um langsam und umständlich zu schreiben.

Während er pedantisch Buchstabe um Buchstabe einsetzte, wanderte sein Blick über die Seite des Gästebuches. Die Eintragungen reichten fast zwei Wochen zurück. Offensichtlich übernachteten nicht allzu häufig Gäste hier.

Die beiden Namen, die er suchte, waren nicht auf der Seite. Er war noch rechtzeitig gekommen; gerade noch. Mike Hunter und Damona King waren noch nicht hier. Aber sie würden kommen.

Standish unterdrückte ein zufriedenes Lächeln, klappte das Buch zu und fuhr sich erschöpft mit beiden Händen über das Gesicht.

»Ich lasse Ihnen Ihr Zimmer gleich fertigmachen«, sagte der Wirt.

»Sie scheinen wirklich ein paar Stunden Schlaf nötig zu haben.«

Standish nickte müde. »Ich bin die ganze Nacht durchgefahren. Ich könnte im Stehen einschlafen.« Er drehte sich um, lehnte sich gegen die Theke und ließ den Blick neugierig durch den Raum schweifen. Die beiden Männer an der Bar schienen Einheimische zu sein, ihrer Kleidung und der vertrauten Art, in der sie sich gaben, nach zu schließen, während das Paar am Kamin offensichtlich von auswärts kam.

Standish gähnte, fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen und hielt dem Blick des Mannes einen Herzschlag lang stand, als dieser den Kopf hob und zu ihm herübersah.

Er kannte dieses Gesicht. Er hatte es gestern abend in den Reihen der Hades-Jünger entdeckt.

Sie waren also schon hier.

Standish spürte eine leichte Nervosität in sich aufsteigen. Es war unwahrscheinlich, daß der Mann ihn wiedererkannte. Es war alles viel zu schnell gegangen. Er hatte auf dem Boden gelegen, sein Gesicht war voller Blut und Schmutz gewesen, und der Hadespriester hatte ihn freundlicherweise fast völlig vor den Blicken der anderen abgeschirmt.

Trotzdem bestand die Gefahr, daß sich jemand sein Gesicht oder seinen Namen gemerkt hatte. Er mußte vorsichtig sein. Diese beiden waren bestimmt nicht allein. Es mußte andere geben, die so wie sie hier in Marnockfearn waren und darauf warteten, daß Hunter und Damona King ankamen.

Er stieß sich von der Theke ab, schlurfte zur Treppe und ging langsam die Stufen empor. Seine Gedanken kehrten kurz zu dem Kampf vom vergangenen Abend zurück, aber er empfand keine Freude oder Triumph bei der Erinnerung an den Sieg. Die wirklich schuldigen waren entkommen.

Morticah… Der Name hatte sich mit glühenden Buchstaben in sein Gedächtnis gefressen. Er mußte diesen Morticah finden. Aber dazu

brauchte er erst einmal eine Spur. Alles, was er hatte, war ein Name.
Aber er würde ihn kriegen.

***

Damona und Henry schrien im gleichen Moment auf, aber ihre Stimmen gingen im wütenden Krächzen der angreifenden Harpyien unter. Die Ungeheuer gingen mit beinahe militärischer Präzision vor. Je zwei der riesigen Vögel kamen rechts und links von Mike herunter und schnitten ihm den Fluchtweg ab, während die übrigen in einer einzigen, flatternden Wolke auf Mike herunterstießen, mit Schnäbeln und Klauen nach ihm hackten und mit ihren riesigen Schwingen zuschlugen. Mike wurde von den Füßen gerissen, überschlug sich und kam mit einer unbeholfenen Bewegung wieder auf die Füße. Er schrie Irgend etwas, das Damona nicht verstand, hob einen Stein vom Boden auf und schmetterte ihn dem ersten Vogel ins Gesicht.

Damona fuhr herum, riß Henry von der Tür zurück und bückte sich gleichzeitig nach dem Schwert.

»Nicht!« brüllte Henry. »Sie können ihm nicht helfen! Er ist verloren!«

Damona schüttelte wütend den Kopf und versuchte, Henry abzuschütteln. Aber der alte Butler entwickelte erstaunliche Körperkräfte. Er klammerte sich an sie, zerrte sie von der Tür weg und versuchte, ihr die Waffe zu entreißen.

»Sie dürfen nicht hinaus!« flehte er. »Bitte. Die Harpyien werden Sie zerfetzen. Sie warten nur darauf.«

Damona stemmte sich mit aller Kraft gegen den Griff des alten Mannes, aber die Verzweiflung gab Henry zusätzliche Kraft. »Ich lasse Sie nicht hinaus. Sie laufen in den Tod!« keuchte Henry.

Von draußen drang ein gellender Schmerzensschrei herein, gefolgt vom dumpfen Aufprall eines Körpers und dem triumphierenden Kreischen der Harpyien.

»Mike!« Damona schrie auf, stieß Henry mit einer verzweifelten Anstrengung von sich und eilte zur Tür. Ein riesiger Schatten stieß aus dem Himmel auf sie herab und wich mit einem erschrockenen Kreischen zurück, als sie mit dem Schwert danach schlug.

Damona sprang mit einem Satz aus dem Haus und rannte zu Mike hinüber. Er war unter einer Wolke aus flatternden Flügeln und gierig aufgerissenen Schnäbeln begraben. Damona erhaschte einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht. Es war blutüberströmt, und der Ausdruck darauf spiegelte eine Mischung zwischen Verzweiflung und unwilligem Trotz wider. Mikes Faust tauchte aus dem Knäuel ineinander verstrickter Körper auf, traf einen der häßlichen Vögel vor die Brust und schleuderte ihn meterweit zurück. Aber das schien die anderen nur noch zu größerer Wut anzustacheln. Damona stürzte sich

mit einem wütenden Schrei auf die Vögel, hob das Schwert hoch über den Kopf und ließ die Waffe dann mit aller Kraft heruntersausen. Die Klinge schnitt einen blutigen Halbkreis in die Formation der Vögel, zerfetzte Flügel, Haut und Knochen und ließ drei, vier der Bestien leblos in den Schnee fallen. Sie sprang vor, schlug noch einmal zu und tötete den Vogel, der sich auf Mikes Brust verkrallt hatte. Der Körper des Vogels bäumte sich auf, zuckte noch einmal und fiel dann zu Boden. Die letzte Harpyie ergriff mit einem wütenden Zischen die Flucht, als Damona auf sie zusprang.

Mike richtete sich stöhnend auf.

»Das war Rettung in letzter Sekunde«, sagte er. »Danke.«

»Danken kannst du mir, wenn wir lebend hier herauskommen«, sagte Damona hastig. »Komm jetzt.«

Sie wechselte die Waffe von der rechten in die linke Hand, griff nach Mikes Arm und riß ihn mit einer ungeduldigen Bewegung hoch. »Schnell.«

Mike brauchte sich kein zweites Mal bitten zu lassen. Die Gefahr war noch längst nicht vorüber. Damonas Angriff hatte die Harpyien überrascht. Augenscheinlich widersprach es ihren bisherigen Erfahrungen im Umgang mit Menschen, daß ihre Opfer plötzlich zum Gegenangriff übergingen und vom Gejagten zum Jäger wurden.

Aber es konnte nur noch Sekunden dauern, bis sie ihre Überraschung überwunden hatten und sich erneut auf ihre Beute stürzten.

Sie hetzten los. Die Entfernung bis zum rettenden Hauseingang betrug nicht einmal zehn Meter, aber selbst diese Strecke konnte zur Ewigkeit werden.

Damona warf einen gehetzten Blick über die Schulter. Der Anblick, der sich ihr bot, ließ sie noch schneller laufen. Aus dem eingestürzten Kellergewölbe hinter ihnen quollen immer noch Vögel. Der Himmel über dem Hof war jetzt mit Hunderten von Harpyien bedeckt.

»Runter!«

Damona zog instinktiv den Kopf ein und sprang nach rechts. Ein riesiger, krallenbewehrter Schatten zischte eine Handbreit über ihr durch die Luft und schwang sich mit einem enttäuschten Krächzen zu einem neuen Angriff hoch. Damona taumelte, schlug blind um sich und traf Irgend etwas Hartes. Ein weiterer toter Vogel gesellte sich zu den Kadavern, die den Burghof bereits bedeckten. Aber das war nicht mehr als der berühmte Tropfen auf den heißen Stein.

Selbst wenn sie Dutzende der häßlichen Höllenvögel erschlagen würde, würde dies die Zahl der angreifenden Harpyien nicht merkbar verringern. Sie sah aus den Augenwinkeln, wie Mike neben ihr unter dem Anprall einer Harpyie zu Boden ging, fuhr herum und erhielt einen heftigen Stoß in den Rücken. Ein langer, horniger Schnabel schloß sich um ihr Handgelenk und drückte zu. Damona schrie auf,

brach in die Knie und ließ die Waffe fallen.

Ein dumpfer Knall wehte vom Haus herüber. Der Vogel neben ihr schien von einer unsichtbaren Faust getroffen und herumgewirbelt zu werden. Sein rechter Flügel hing plötzlich in seltsam falschem Winkel herunter, und auf seinen schwarzen Panzerplatten erschien ein kompliziertes Muster aus kleinen, roten Flecken und Streifen.

Damona sprang auf, griff nach ihrer Waffe und hetzte blindlings los, während unter der Haustür ein zweiter Schuß fiel.

Sie erreichte das Haus im gleichen Moment, in dem Henry neue Patronen in seine Schrotflinte einschob und eine weitere Harpyie anvisierte. Mike taumelte neben ihr durch die Tür und ließ sich erschöpft gegen die Wand sinken. Sein linker Arm hing leblos herunter. Der Jackenärmel war zerfetzt, und an seiner Hand tropfte Blut herab und bildete eine langsam größer werdende Lache vor ihm.

»Danke, Henry«, keuchte er. »Das war knapp.«

Henry nickte wortlos, visierte einen Vogel an und drückte ab. Die Schrotladung traf das Ungeheuer voll.

Damona stellte sich schweratmend neben Henry auf und umklammerte die Waffe mit beiden Händen Das rostige Schwert schien plötzlich Zentner zu wiegen. Sie fühlte sich ausgelaugt und erschöpft. In ihren Schläfen pulsierte das Blut, und der Hof begann vor ihren Augen zu verschwimmen, sich zu drehen, zu kippen, ein irrsinniges Kaleidoskop aus blutigem Schnee und schwarzen, gefiederten Alpträumen. Sie schwankte.

Henry fluchte unterdrückt, als sein zweiter Schuß danebenging, und knickte den Gewehrlauf herunter, um nachzuladen. Die Bestien schienen nur auf diese Feuerpause gewartet zu haben. Drei, vier, der riesigen geflügelten Todesboten stürzten sich gleichzeitig auf den Eingang. Damona stieß Henry beiseite, schwang ihre Waffe und schlitzte einem Vogel die Flügel auf. Sekunden später taumelte sie hilflos zurück. Die Bestien drangen rücksichtslos in die Halle vor.

Wären sie nicht durch ihre eigene Größe behindert gewesen, wäre der Kampf in Sekunden entschieden gewesen. Nur die Tatsache, daß sie sich gegenseitig behinderten, gab Damona, Mike und Henry noch einen Aufschub.

Damona wurde an die Wand zurückgedrängt. Der Saal verwandelte sich in einen brodelnden Alptraum aus peitschenden Schwingen und schwarzen Alptraumgestalten. Ein Schuß krachte, riß eine blutige Bresche in die Reihe der Vögel und ging im hysterischen Kreischen der übrigen unter.

Damona hatte längst aufgehört, zu denken. Sie hatte nicht einmal mehr Angst. Ihr Körper schien sich in eine Maschine zu verwandeln, deren einzige Aufgabe es war, zu kämpfen. Sie schlug zu, duckte unter zuschnappenden Schnäbeln und Krallen weg und stieß die Klinge

immer wieder in die brodelnde Masse vor sich. Aber für jeden Vogel, den sie, Mike oder Henry töteten, schienen zwanzig neue durch den Eingang zu drängen. Der Raum war vom Gestank der Bestien erfüllt, von Blutgeruch und den irrsinnigen Schreien der Höllenkreaturen.

Und dann war es vorbei.

Die Vögel zogen sich plötzlich wie auf ein gemeinsames Kommando zurück, schwangen sich unter die Saaldecke empor oder huschten mit eleganten Bewegungen ins Freie.

Damona sank keuchend gegen die Wand. Ihr Herz hämmerte hart und schmerzhaft schnell, und in ihrem Mund war bitter Blutgeschmack. Ihre Finger öffneten sich kraftlos. Die Waffe polterte zu Boden. Sie merkte kaum, wie Mike zu ihr herübergewankt kam und ihren Kopf in die Hände nahm.

»Bist du okay?« fragte er.

Sie versuchte zu nicken, aber selbst für diese Bewegung fehlte ihr die Kraft.

»Was ist… passiert?« hauchte sie.

Mike zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Vielleicht haben sie genug.«

Damona lächelte schmerzlich. »Genug?« Sie schüttelte den Kopf, atmete schwer und ließ sich langsam an der Wand zu Boden sinken.

»Sie hatten uns ja schon.«

Ihr Blick streifte müde durch den Raum. Die geborstenen Fliesen waren mit einem Dutzend lebloser Körper übersät.

»Ihr Freund hat recht, Damona«, sagte Henry. »Ich… ich darf Sie doch Damona nennen, oder?«

Damona sah auf, lächelte mühsam und nickte.

»Sie sind es nicht gewohnt, auf so harten Widerstand zu stoßen.«

Er deutete mit dem Lauf seiner Schrotflinte auf die leblosen Körper.

»Sie haben heute mehr Verluste hinnehmen müssen als irgendwann zuvor. Ihr Angriffswille ist gebrochen. Wenigstens für den Augenblick. Aber sie werden wiederkommen.« Damona stand langsam auf. Ihre Knie zitterten, und sie mußte sich an Henrys Arm festhalten, um nicht gleich wieder hinzufallen.

»Sie haben uns gerettet, Henry«, sagte sie. »Danke.«

»Ich habe es gerne getan. Außerdem habe ich schon lange darauf gewartet, ein paar von diesen Ungeheuern umzubringen. Ich hasse sie.« Ein Schatten huschte über sein Gesicht. »Sie haben Kings Castle zu einem Höllenpfuhl gemacht. Früher einmal war dies ein Ort, den die Leute mochten, wo sie sich wohl fühlten. Heute haben sie Angst davor.«

Damona sah Henry scharf an. Seine Stimme zitterte, und sein Gesicht verzerrte sich trotz der darauf sichtbaren Müdigkeit vor Haß.

»Sie werden wiederkommen«, sagte sie.

Henry schüttelte den Kopf. »Nach dieser Niederlage trauen sie sich bestimmt nicht noch einmal hier herein. Sie kommen nicht wieder. Sie sind im Grunde feige. Ich weiß das schon lange.«

»Vielleicht kommen sie nicht herein«, sagte Mike ernst. »Aber wir kommen auch nicht mehr heraus. Sie brauchen nur zu warten. Was sind das überhaupt für komische Vögel? Ihre neuen Haustiere, Henry?«

Henry schüttelte langsam den Kopf. »Sie kennen meinen Namen?«

Auf Mikes Gesicht erschien ein verdutzter Ausdruck. »Aber…«

Damona stellte sich vor ihn, trat ihm auf den Fuß und warf ihm einen warnenden Blick zu. »Ich muß einen Moment mit dir reden«, murmelte sie.

Mike verstand. Er warf Henry einen entschuldigenden Blick zu, drehte sich um und ging zum Ausgang, als wolle er die Lage auf dem Hof sondieren. Damona folgte ihn mit schleppenden Schritten.

»Er kennt dich nicht«, sagte Damona leise.

Mike runzelte die Stirn. »Was heißt das, er kennt mich nicht?« fragte er unwillig.

Damona schüttelte warnend den Kopf und legte den Finger auf die Lippen. »Nicht so laut. Er muß es nicht unbedingt hören. Ich bin schon froh, daß er mir die Geschichte glaubt, die ich ihm erzählt habe.«

»Was meinst du überhaupt. Was heißt Geschichte, und wieso kennt er mich nicht?«

»Weil er mich auch nicht kennt«, sagte Damona nach einer winzigen Pause. Es fiel ihr schwer, weiterzusprechen, den schrecklichen Gedanken in Worte zu fassen. Aber es war sinnlos, sich weiter etwas vormachen zu wollen.

Mike blinzelte verblüfft. Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, hätte Damona über den schwachsinnigen Ausdruck auf seinem Gesicht gelacht. »Ich verstehe immer weniger«, sagte er.

»Ich verstehe es auch nicht so ganz, aber…« Damona brach ab, ballte hilflos die Fäuste und starrte zu Boden. Es war schwer, passende Worte für das Unglaubliche zu finden. »Es … es sieht so aus«, begann sie, »als ob wir bei unserer Flucht aus dem Schattenschloß die falsche Ausgangstür erwischt hätten.«

»Aha«, machte Mike.

»Diese Ruine hier…« Damona machte eine weit ausholende Geste und sah Mike ernst an, »diese Vögel … Henry – das ist nicht unsere Welt. Nicht die Welt, aus der wir kommen.«

»Was soll das heißen, nicht unsere Welt?« fragte Mike verständnislos.

»Weil es in dieser Welt keine Damona King gibt«, antwortete Damona. »James King hat meine Mutter nicht vor dem Scheiterhaufen bewahrt. Oder mindestens nicht mit nach England gebracht. Der Grabstein draußen ist echt. James King starb

neunzehnhundertundneunundfünfzig. Lange, bevor ich geboren wurde.«

Mike antwortete nicht sofort. Aber der Ausdruck auf seinem Gesicht wandelte sich allmählich von Unglauben in blankes Entsetzen.

»Du meinst…«

»Irgend etwas Schreckliches ist geschehen, während wir im Totenreich[1] waren«, sagte Damona. »Ich weiß noch keine Erklärung dafür, aber die Welt hat sich verwandelt. Sie ist nicht mehr so, wie wir sie in Erinnerung haben. Augenscheinlich ist das Böse hier viel dominanter als bei uns. Henry erzählte mit von Hexenverbrennungen und Pogromen. Diese Vögel zum Beispiel – sie terrorisieren das ganze Land. Seit Jahren, Mike.«

»Und wozu?«

»Seit Jahren?«

»Seit zwanzig Jahren. Ich weiß nicht, was es bedeutet, aber…«

»Es gibt eine Erklärung«, sagte Mike plötzlich. »Aber sie klingt phantastisch.«

»Unsere ganze Situation ist phantastisch«, sagte Damona. »Sprich ruhig. Ich verspreche dir, nicht zu lachen.«

»Zeit«, sagte Mike. »Ein Zeitparadoxon.«

»Hm?«

Mike lächelte unsicher. »Ich habe dich gewarnt. Es ist nur eine Idee, aber… Nach allem, was du mir erzählt hast – und nach dem, was ich mit eigenen Augen sehe – gibt es eigentlich nur eine einzige Erklärung. Jemand hat die Vergangenheit verändert. Die Schwarze Familie ist durchaus in der Lage, auch in der Zeit zu reisen, wie ja schon bewiesen wurde[2]. Asmodis muß einen seiner Dämonen in die Vergangenheit geschickt haben!«

»Wozu?« echote Mike verblüfft. »Die Frage ist wirklich gut, Damona. Überleg doch mal, wieviel Schaden du ihm schon zugefügt hast. Er hat in den letzten Jahren ein paar Dutzend mal versucht, dich unschädlich zu machen – ohne Erfolg. Im Grunde ist es nur konsequent, wenn er jetzt versucht, die Gefahr auszuschalten, ehe sie entsteht.«

Damona schüttelte entschieden den Kopf. »Das ist unmöglich Mike, völlig unmöglich. Ich gebe ja zu, daß einiges anders wäre, wenn ich nie geboren worden wäre. Aber die Veränderung wäre nicht so radikal. Das, was hier vorgeht…«

»Ich behaupte ja gar nicht, daß deine Geburt der einzige Faktor ist. Vielleicht haben die Dämonen Irgend etwas in der Vergangenheit verändert, das von entscheidender Bedeutung war. Tatsache ist jedenfalls, daß diese Welt nicht die ist, die wir kennen. Irgendwann in der Vergangenheit hat sich die Waage zu Gunsten der Schwarzen Familie gesenkt.«

»Selbst wenn du recht hättest – was sollen wir tun?«

»Das gleiche wie die andere Seite«, antwortete Mike ernsthaft.
»Wir müssen herausfinden, was geschehen ist, und versuchen, den Schaden wiedergutzumachen.«
Damona schwieg einen Augenblick. Mikes Vorschlag hörte sich phantastisch an, aber ihre ganze Situation war ja alles andere als alltäglich.
»Vielleicht hast du recht«, sagte sie nach einer Weile. »Aber zuallererst müssen wir hier heraus. Hast du eine Idee, wie wir das schaffen sollen?«
Mike schüttelte den Kopf. »Nein. Fragen wir Henry.«
Damona nickte und ging auf Henry zurück, der mit angelegtem Gewehr neben der Tür stand und jede Bewegung der Harpyien mißtrauisch verfolgte.
»Ich habe Mike die Situation erklärt«, sagte sie. »Mister Hunter ist mein Verlobter. Er… er hat mich hierher begleitet, ohne zu wissen, was uns erwartet.«
Henry musterte Mike mit einem vorwurfsvollen Blick. »Sie sollten besser auf Ihre Verlobte aufpassen, Mister Hunter«, sagte er. »Sie hätten niemals hierherkommen dürfen.«
Mike nickte. »Ich weiß. Aber die Erkenntnis kommt ein bißchen spät.«
»Hat Sie denn niemand gewarnt?«
»Gewarnt? Wovor?«
»Vor King's Castle. Die Bevölkerung meidet das Schloß. Sie haben Angst davor.«
»Mit gutem Grund«, sagte Mike.
»Wir… wir haben nicht nach dem Weg gefragt«, sagte Damona hastig. »Ich hatte eine Karte, auf der die Straße eingezeichnet war. Und in Marnockfearn …« Sie brach ab und biß sich auf die Lippen.
Um ein Haar hätte sie sich verplappert. Aber Henry schien den Versprecher nicht zu bemerken. Er starrte aus zusammengekniffenen Augen über den Hof und fingerte nervös am Abzug seines Schrotgewehres herum.
»Sie sind nervös«, sagte er. »Und aufgebracht. Sie werden Irgend etwas unternehmen. Ich spüre es.«
Er trat von der Tür zurück, drückte Mike das Gewehr in die Hand und lehnte sich seufzend gegen die Wand. »Ich muß mich einen Moment ausruhen«, sagte er leise. »Die Anstrengung ist zuviel für einen alten Mann wie mich.«
Mike lehnte sich gegen den Türpfosten, visierte eine der niedrig fliegenden Harpyien an und machte »Peng, peng.«
Damona runzelte mißbilligend die Stirn. »Sei nicht albern.«
Mike grinste. »Warum nicht. Vielleicht hilft uns das weiter.« Er wurde übergangslos ernst. »Ein Königreich, für ein Maschinengewehr«,

murmelte er.

Henry lächelte schwach. »Das würde Ihnen auch nicht helfen. Es sind zu viele.«

»Was heißt zu viele?«

Henry hob andeutungsweise die Schultern. »Ich weiß es nicht. Hunderte, Vielleicht Tausende. Sie brüten in den Kellern und Katakomben unter der Burg. Ich war noch nie dort unten. Aber es sind viele. Sehr viele.«

Mike nickte nachdenklich. »Ich habe den Eingang zu einem Stollen gesehen«, sagte er. »Drüben im Schuppen. Ich konnte nicht viel erkennen, aber dem Gestank nach zu urteilen mußten es Unmengen sein. Kein sehr angenehmer Gedanke.«

»Wir müssen hier raus«, stellte Damona fest. »Haben Sie eine Ahnung wie, Henry?«

Der Butler schüttelte traurig den Kopf. »Nein. Es gibt keinen Ausgang. Ich… ich habe ein paarmal versucht, zu fliehen, aber ich bin nie sehr weit gekommen. Sie bewachen die gesamte Umgebung.«

»Was ist mit dem Hinterausgang?«

»Das Schlupftor?« Henry schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Sie brauchten einen Panzer, um hier herauszukommen.«

Mike verzog ärgerlich das Gesicht. »Zur Not baue ich mir einen«, murrte er. »Ich habe jedenfalls nicht vor, hier in aller Ruhe abzuwarten, bis diesen Bestien etwas eingefallen ist.«

»Das brauchst du auch nicht«, sagte Damona leise. »Dreh dich mal um.«

Mike fuhr herum.

Aus dem Loch im Boden quoll eine neue Schar Vögel. Aber diese Ungeheuer unterschieden sich von ihren Vorgängern. Sie waren größer, eleganter und kräftiger. Damona kam nicht umhin, die Eleganz, mit der diese scheinbar so plumpen Tiere durch die Luft glitten, zu bewundern.

Es war etwa ein Dutzend Tiere, das aus der Öffnung quoll und sich mit klatschenden Flügelschlägen emporschwang. Hinter ihnen entstieg ein einzelner, riesiger Vogel dem unterirdischen Labyrinth.

Henry stieß ein entsetztes Keuchen aus. »Nein«, wisperte er.

»Nicht das…«

Damona musterte den riesigen schwarzen Vogel neugierig. Auch ohne Henrys Hinweis hätte sie gesehen, daß dieses Tier etwas Besonderes darstellte. Es war fast dreimal so groß wie die anderen Harpyien – ein fünfzehn Meter langer Schatten, dessen mächtige Schwingen die Sonne verdunkelten. Eine Welle spürbarer Kälte schien das Monstrum zu begleiten. Damona sah, daß die anderen Harpyien dem Riesen respektvoll auswichen.

»Was – was ist das?« fragte Mike leise.

Henry stöhnte.
»Die Königin«, sagte er. »Die Königin und ihre Garde. Wir sind verloren.«
Mike schüttelte unwillig den Kopf. »Sie geben sehr schnell auf, Henry. Wollen doch mal sehen, ob diese sogenannte Königin kugelfest ist.« Er hob das Gewehr an die Wange, zielte sorgfältig und tastete mit dem Finger nach dem Abzug.
Henry stieß ein entsetztes Keuchen aus, sprang vor und schlug Mike die Waffe aus der Hand. Der Schuß löste sich, aber die Schrotladung fuhr harmlos in den Schnee. Ein Chor wütender Stimmen begleitete den Schuß.
Mike fuhr wütend herum. »Was soll das, Henry? Ich hätte das Biest erwischt.«
»Sie hätten uns alle umgebracht!« schrie Henry. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß. »Die Garde der Königin würde uns zerreißen, wenn wir sie verletzen.«
Mike reckte kampflustig das Kinn vor und schob eine neue Patrone in den Lauf. »Sie überschätzen diese Tiere, Henry. Sie tun ja gerade so, als wären sie intelligent.«
»Das sind sie auch«, sagte Henry energisch. »Jedenfalls die Königin und ihre Garde. Sie sind anders als die anderen. Sehen Sie sie sich doch an!«
Mike drehte sich widerstrebend um und starrte zu der riesigen Königin hoch. Das Tier hatte sich auf die Mauerkrone geschwungen und hockte jetzt wie ein großer, böser Dämon auf den Zinnen.
»Er hat recht«, sagte Damona leise. »Das ist kein Tier, Mike. Sie ist intelligent.« Ihr Blick hing wie hypnotisiert an den großen, roten Augen der Harpyienkönigin. Das Feuer darin war mehr als animalische Mordlust. Das war kalte, berechnende Bosheit, eine böse Intelligenz, die ihre Opfer einschätzt, begutachtete und nach einer Möglichkeit suchte, sie unschädlich zu machen.
Als hätte die Königin ihre Gedanken gelesen, warf sie den Kopf in den Nacken und stieß einen gellenden Schrei aus. Damona hatte plötzlich den Eindruck, als ob sich das gesamte Schloß unter diesem Schrei duckte.
»Wir sind verloren«, murmelte Henry noch einmal. »Sie wird uns umbringen. Niemand entgeht ihr. Niemand.«

***

Es war schon fast wieder Abend, als Standish aufwachte. Er blinzelte, schlug die Decke beiseite und hob müde die Armbanduhr vor die Augen. Das Glas war zersplittert, und das Uhrwerk war im Augenblick der Detonation stehengeblieben. Aber ein Blick zum Fenster sagte ihm, daß er fast den ganzen Tag verschlafen haben mußte.

Trotzdem fühlte er sich immer noch müde und erschöpft. Seine Schulter hatte wieder zu schmerzen begonnen, und als er mit den Fingern danach tastete, spürte er frisches Blut auf dem notdürftig angelegten Verband. Sein Arm war steif und ließ sich kaum bewegen. Eigentlich mußte er dringend zu einem Arzt. Aber dazu war keine Zeit. Außerdem würde ein Arzt unangenehme Fragen stellen.

Selbst ein Laie konnte erkennen, daß seine Schulterwunde nicht von einem Autounfall stammen konnte.

Er stand auf, griff mit zitternden Fingern nach seiner Jacke und streifte sie vorsichtig über. Der Schmerz in seiner Schulter wurde zu einem pochenden, wühlenden Messer, das ihm die Tränen in die Augen trieb. Aber es war auszuhalten.

Standish ging zum Fenster, schlug die Vorhänge beiseite und sah auf die Straße hinunter. Der Schnee auf der Fahrbahn und den Gehwegen hatte sich in braunen Matsch verwandelt. Ein paar Passanten eilten hastig durch den eisigen Wind, und hinter den Fenstern auf der gegenüberliegenden Straßenseite brannte bereits wieder Licht.

Er trat zurück. Das Bild wirkte friedlich, aber Standish wußte nur zu gut, daß hinter der Maske des Friedens oft genug das Grauen lauerte. Er hatte von Marnockfearn gehört. Die Leute hier waren eigenartig, gelinde ausgedrückt. Vielleicht war es gerade die Nähe von Kings Castle, die sie zu eingeschworenen Feinden des Bösen gemacht hatte. Viele kleinere Dörfer in der Umgebung hatten kapituliert und ihre Tore den Hades-Jüngern und ihren teuflischen Vögeln geöffnet. Marnockfearn nicht. Im Gegenteil. Die Menschen hier waren zu verbitterten Fanatikern geworden.

Sein Blick wanderte über die schneebedeckten Dächer der Straße, verweilten einen Augenblick an der spitzen Nadel des Kirchturms und tastete sich dann suchend weiter, um schließlich an einem geschwärzten Pfahl hängenzubleiben.

Der Scheiterhaufen.

Standish spürte ein schmerzhaftes Brennen in sich aufsteigen. Für einen kurzen Moment stieg wieder die Erinnerung an jenen Abend in ihm auf. Für eine Sekunde sah er flackernde Flammen, roch er wieder den Gestank brennenden Fleisches, und in seinen Ohren gellte wieder der entsetzte, hilflose Schrei…

Der Gedanke brachte ihn wieder zu dem Grund zurück, aus dem er nach Marnockfearn gekommen war. Unter anderen Umständen hätte er die Idee vielleicht fast lustig gefunden. Die Jäger waren hier, aber sie hatten keine Ahnung, daß sie ihrerseits verfolgt wurden.

Keine Ahnung?

Vielleicht. Aber er mußte auf jeden Fall vorsichtig sein. Außer den beiden, die er unten im Hotel getroffen hatte, waren mit Sicherheit noch andere Angehörige der höllischen Sekte hier. Und es war

durchaus möglich, daß sie mittlerweile vom Tod ihres Führers gehört hatten. Schlechte Nachrichten sprachen sich bekanntlich schnell herum. Er mußte auf der Hut sein, um nicht plötzlich seinerseits in eine Falle zu laufen.

Er trat endgültig vom Fenster weg und verließ das Zimmer. Als er auf der Treppe war, schlug ihm Musik, Lachen und Gläserklirren aus dem Schankraum entgegen. Er blieb stehen, fuhr sich ein letztes Mal ordnend über die Kleidung und überzeugte sich davon, daß sein Verband unter der Jacke versteckt war. Er mußte nicht unbedingt mehr als nötig auffallen.

Im Schankraum herrschte reger Betrieb, als er die Treppe herunterkam. An der Bar drängelte sich eine Doppelreihe lärmender Männer, und die Plätze an den Tischen waren fast völlig besetzt: Wahrscheinlich gab es außer diesem Gasthaus in Marnockfearn nichts, wohin die Männer nach Feierabend gehen konnten.

Er nickte dem Wirt flüchtig zu, peilte einen einigermaßen freien Platz am entgegengesetzten Ende der Bar an und drängte sich zwischen den Zechenden hindurch. Der Wirt stellte wortlos ein Glas Bier vor ihn hin und grinste. Standish bedankte sich auf die gleiche Weise, nahm einen großen Schluck Bier und wischte sich mit einem genießerischen Seufzen den Schaum vom Mund.

»Das tut gut«, sagte er.

Der Mann neben ihm drehte sich herum, hob sein Glas und prostete ihm zu. Standish erwiderte die Geste und leerte sein Glas mit einem Zug.

»Es geht doch nichts über ein gutes Bier am Abend«, sagte der Mann.

Standish nickte und gab dem Wirt ein Zeichen, sein Glas wieder aufzufüllen.

»Sie sind heute Morgen angekommen?« fragte der Mann.

Standish nickte überrascht. »Woher wissen Sie das?«

»Es kommen nicht oft Fremde hierher«, entgegnete der Mann.

»Außerdem stand ihr Wagen vor der Tür, und da wurden natürlich Fragen gestellt. Die Kiste sieht ja schlimm aus. Unfall gehabt?«

Standish nickte. Der Mann war ihm eigentlich sympathisch. Er hatte ein offenes, jugendliches Gesicht, daß durch den wild wuchernden Vollbart auf eigentümliche Weise vertrauenerweckend wirkte. Und er war offensichtlich in der Laune, sich zu unterhalten.

Und warum eigentlich nicht? Auf diese Weise erfuhr er vielleicht am schnellsten Dinge, die ihm bei seiner Aufgabe behilflich sein konnten.

»Schlechte Nachrichten scheinen sich schnell herumzusprechen«, sagte er grinsend.

»Hier in Marnockfearn sprechen sich alle Nachrichten herum. Es gibt nämlich nicht viele.«

Standish winkte ein zweites Mal nach dem Wirt. Er hatte plötzlich

schrecklichen Durst. »Trinken Sie ein Glas mit mir?« fragte er seinen Nachbarn.

»Warum nicht? Etwas anderes können wir mit dem angebrochenen Abend ja sowieso nicht anfangen. Mein Name ist übrigens Will. William eigentlich, aber meine Freunde nennen mich Will.«

Standish wartete, bis der Wirt ihre Gläser neu gefüllt hatte, und prostete seinem neuen Bekannten dann zu.

»Will. Ich heiße Fred.« Er trank einen Schluck, stellte das Glas zurück und sah Will dann fragend an. »Ich hoffe, es gibt eine zuverlässige Werkstatt in dieser Stadt«, sagte er.

Will grinste. »Zuverlässig schon. Aber nicht gerade schnell. So, wie ihr Wagen aussieht, werden Sie sich schon ein paar Tage gedulden müssen. Was ist überhaupt passiert?«

Standish zuckte die Achseln. »Wenn ich ganz ehrlich sein soll – ich weiß es nicht. Ich bin die ganze Nacht durchgefahren und muß wohl am Steuer eingeschlafen sein. Das einzige an das ich mich erinnere, ist ein Riesenknall und der Graben, in dem ich zu mir kam.«

Will grinste. »Hauptsache, Ihnen ist nichts passiert.«

»Ein paar Kratzer, mehr nicht. Bis der Wagen wieder flott ist, sind sie verschwunden.«

»Sie werden reichlich Gelegenheit haben, sich zu erholen«, prophezeite Will. »Über Aufregung werden Sie sich jedenfalls hier nicht beklagen müssen.«

»Sie scheinen keine sehr hohe Meinung von Ihrer Heimatstadt zu haben«, sagte Standish.

Will grinste erneut. Seine Mundwinkel verzogen sich spöttisch.

»Stadt? Marnockfearn ist ein Nest, in dem sich nicht einmal Hase und Fuchs gute Nacht sagen.«

»Warum gehen Sie dann nicht weg?« fragte Standish.

Will erstarrte. Der freundliche Ausdruck in seinen Augen verschwand und machte einem mißtrauischen Glitzern Platz. »Sie sind nicht aus der Gegend, wie?« fragte er lauernd.

Standish schüttelte den Kopf. »Nein. Ich komme aus London. Ich bin eigentlich nur auf der Durchreise.«

»Dann können Sie es nicht wissen.«

»Was?«

»Niemand kann hier weg«, sagte Will ernsthaft.

»Wie meinen Sie das?«

»So wie ich es sage. Wenn Sie einmal in Marnockfearn leben, dann bleiben Sie auch hier. Sie haben die Burg gesehen?«

»Die Ruine nördlich von hier?«

Will nickte. »Das ist Kings Castle. Klingelts jetzt?«

Standish tat so, als müsse er überlegen. »Sie meinen – das war das berüchtigte Kings Castle?«

»Genau. Diese verdammten Höllenbiester brüten dort oben. Erzählen Sie irgend jemandem, daß sie aus Marnockfearn bei Kings Castle kommen, und er wird Sie davonjagen.«
»Aber warum? Sie haben doch nichts…«
»Natürlich haben wir nichts damit zu tun«, grollte Will. »Aber wenn die Leute nur den Namen hören, denken sie automatisch an diese ekelhaften Bestien. Sie sind sofort negativ eingestellt. Außerdem«, fügte er nach einer winzigen Pause hinzu, »ist dieses Kaff immer noch meine Heimat. Da geht man nicht so einfach weg, wissen Sie, Fred.«
Standish nickte verstehend, klaubte eine Zigarette aus der Packung vor Will und nahm sich Feuer. »Nicht viel los hier, wie?« fragte er zwischen zwei Zügen.
Will nickte. »Wie man's nimmt. Immerhin genießt Marnockfearn einen gewissen Ruf. Ich weiß nur nicht, ob ich stolz darauf sein soll.«
»Ich habe den Scheiterhaufen gesehen«, sagte Standish. Er beobachtete Will bei diesen Worten genau. Aber der andere schien die Anspielung nicht übel zu nehmen. Er nippte an seinem Bier, nahm sich ebenfalls eine Zigarette und steckte sie zwischen die Lippen, ohne Anstalten zu machen, sie in Brand zu setzen.
»Das Ding dient eigentlich mehr zur Dekoration. Oder Abschreckung, wenn Ihnen das Wort lieber ist. Aber es wirkt.«
Standish wunderte sich fast über sich selbst, daß er bei diesen Worten so ruhig blieb. Wieder stieg für einen Sekundenbruchteil die schreckliche Erinnerung in ihm empor, aber auf seinem Gesicht zuckte kein Muskel. Im Gegenteil – er lächelte, trank Will zu und schaffte es sogar, einen unbefangenen Ausdruck auf seine Züge zu zaubern.
Am oberen Ende der Treppe erschienen die beiden Fremden, die Standish schon am Morgen aufgefallen waren. Diesmal waren sie mit Mantel und Hut bekleidet. Offensichtlich hatten sie vor, das Gasthaus zu verlassen.
Standish drehte sich halb um, hob sein Bierglas an die Lippen und betrachtete die beiden aus den Augenwinkeln. Sie bewegten sich so unbefangen, als wären sie hier zu Hause. Der Mann drängte sich an die Theke durch, wechselte ein paar Worte mit dem Wirt und ging dann zur Tür.
Standish leerte sein Bier, drückte die Zigarette im Aschenbecher aus und sah demonstrativ auf die Uhr.
»Ich werde mir noch ein wenig die Beine vertreten«, sagte er zu Will.
»Bei dem Wetter? Es ist reichlich kalt draußen.«
Standish lächelte melancholisch. »Ich habe den ganzen Tag im Bett gelegen und bin völlig steif. Ein paar Schritte werden mir guttun.«
»Wie Sie meinen.«
Er nickte Will zum Abschied zu, schob sich dann vorsichtig durch das Gedränge an der Theke und verließ das Gasthaus. Eine Welle eisiger

Luft schlug ihm entgegen, als er auf die Straße hinaustrat. Es hatte wieder zu schneien begonnen; schwere, nasse Flocken, die fast senkrecht vom Himmel fielen und beinahe augenblicklich zu braunem Matsch wurden. Der Wind brachte einen Schauer eisiger Polarluft mit sich, und die tiefhängenden, schweren Wolken kündeten von einer weiteren Verschlechterung des Wetters.

Standish schlug seinen Jackenkragen hoch, vergrub die Hände in den Taschen und zog fröstelnd die Schultern zusammen. Die beiden Fremden, denen seine Aufmerksamkeit galt, waren vielleicht fünfzig Meter von ihm entfernt; zwei dunkle Umrisse, die untergehakt durch den Schnee stapften und hinter den treibenden Flocken kaum noch zu erkennen waren.

Standish zögerte einen Augenblick, ehe er ihnen folgte. Die Straßen waren menschenleer, und es war fast unmöglich, die beiden im Auge zu behalten, ohne selbst aufzufallen. Aber dieses Risiko mußte er eingehen. Er würde keine zweite Chance bekommen.

Die beiden bewegten sich die Hauptstraße hinunter, bogen vor der Kirche ab und gingen in Richtung Marktplatz. Standish folgte ihnen, wobei er versuchte, immer in der Deckung eines Hauses oder einer Toreinfahrt verschwinden zu können. Aber seine Opfer schienen keine Ahnung davon zu haben, daß sie verfolgt wurden. Sie drehten sich nicht einmal um, sondern gingen ruhig und scheinbar ohne Eile die Straße hinunter.

Auf dem Marktplatz blieben sie stehen. Der Mann hob den Arm, deutete auf den geschwärzten Pfeiler des Scheiterhaufens und sagte Irgend etwas zu seiner Begleiterin. Standish konnte die Worte nicht verstehen, aber er hörte, wie die Frau antwortete und dann lachte.

Ein Gefühl kalter, berechnender Wut stieg in ihm empor. Plötzlich hatte er das Verlangen, sich auf die beiden zu stürzen und sie mit bloßen Fäusten umzubringen.

Aber er tat es nicht. Er würde seine Rache bekommen, aber er mußte Geduld haben.

Sie gingen weiter, überquerten den Marktplatz und steuerten auf ein alleinstehendes Haus am Ortsende zu. Hinter den Fenstern im Erdgeschoß brannte Licht. Leise Musik wehte durch den Schnee zu Standish hinüber. Der Mann klopfte, trat von der Tür zurück und vergrub fröstelnd die Hände in den Manteltaschen. Die Tür wurde nach ein paar Augenblicken geöffnet. Ein heller, gelber Lichtfleck fiel aus dem Haus auf den Schnee. Die Musik wurde für einen Augenblick lauter, und Standish konnte das Geräusch zahlreicher Stimmen darunter heraushören. Das also war ihr Treffpunkt, dachte er.

Er drückte sich in einen Hauseingang und wartete mit angehaltenem Atem, bis die beiden das Haus betreten hatten. Dann trat er aus seiner Deckung hervor und huschte geduckt über die Straße.

***

Während des Nachmittags hatte es wieder zu schneien begonnen.

Die Sonne war hinter grauen, niedrig hängenden Wolken verschwunden und die Temperaturen in der großen, zugigen Eingangshalle waren bis dicht an den Gefrierpunkt gefallen. Der frische Schnee deckte die leblosen Körper draußen auf dem Hof zu. Der blutige, zertrampelte Schnee, der von ihrem verzweifelten Kampf gegen die Höllenbestien gezeugt hatte, verschwand unter einer frischen, weißen Decke. Von den Wänden tropfte Feuchtigkeit in glitzernden Bahnen, und die Kälte kroch unbarmherzig durch ihre Kleidung.

Mike stampfte mit den Füßen auf, blies sich in die Hände und wechselte das Gewehr von der rechten in die linke Hand. Sein Atem kondensierte in kleinen, rhythmischen Dampfwölkchen vor seinem Gesicht.

»Wir müssen uns allmählich Gedanken darüber machen, wie wir hier wegkommen«, murmelte er. Seine Stimme klang seltsam hohl in dem großen, leeren Raum. Die kahlen Wände schienen seine Worte zu brechen und verzerrt zurückzuwerfen. »Wenn wir weiter untätig hier herumsitzen, brauchen die Biester uns morgen früh nur noch einzusammeln. Wir werden erfrieren.«

»Ich habe einen Ölofen in meinem Zimmer«, sagte Henry. »Gehen wir dorthin. Wenigstens für die Nacht.«

Mike schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Diese Biester warten doch nur darauf, daß wir weggehen.« Er deutete mit dem Gewehrlauf auf die Reihe der stumm dasitzenden Harpyien, die sich auf der Burgmauer und den Dächern niedergelassen hatten und aus kleinen, böse funkelnden Augen zu ihnen herunterstarrten.

»Wir können nicht die ganze Nacht hierbleiben«, wandte Damona ein. »Außerdem brauchen wir Ruhe. Wir können abwechselnd wachen.«

Mike lachte leise und humorlos. Einer der riesigen schwarzen Schatten erhob sich schwerfällig in die Luft, schlug träge mit den Flügeln und schwang sich in einer langgezogenen Kurve in den Hof hinunter. Mikes Finger spannten sich um die Waffe. Aber er drückte nicht ab. Er wußte, daß diese Manöver nur dazu dienten, sie nervös zu machen und aus der Reserve zu locken. Diese Vögel waren viel schlauer, als er anfangs vermutet hatte. Sie betrieben eine Art psychologischer Kriegsführung mit ihren Opfern. Sie hatten begreifen müssen, daß sie das Gebäude nicht stürmen konnten, ohne viel zu hohe Verluste hinnehmen zu müssen. Aber sie hatten auch begriffen, daß die drei Menschen in dem Gebäude eingesperrt waren. Alles, was sie tun mußten, war warten. Die Zeit arbeitete für sie. Früher oder später würden Damona, Mike und Henry herauskommen müssen.

Spätestens dann, wenn Ihnen die Lebensmittel ausgingen.
Der Gedanke erinnerte Mike wieder an seinen knurrenden Magen.
Er hatte seit Tagen nicht mehr richtig gegessen, genauso wie Damona. Und die überstandenen Kämpfe hatten ihren Tribut gefordert.
Er warf einen letzten, sichernden Blick zu der Reihe der starr dahockenden Silhouetten auf der Burgmauer und drehte sich dann von der Tür weg.
»Können Sie uns eine Kleinigkeit zu essen machen, Henry?«
Der Butler nickte, »Sicher. Viel ist nicht da, aber ein paar Brote und eine heiße Tasse Kaffee…«
Mike lächelte. »Das wäre wunderbar.«
Henry drehte sich um und verschwand mit schlurfenden Schritten. Mike starrte ihm nach, bis er verschwunden war.
»Wir müssen raus hier«, sagte er dann. »Heute Abend noch. Ganz egal, wie.«
Damona nickte widerwillig. »Sicher. Aber hast du auch eine Idee, wie wir das machen sollen? Selbst wenn wir aus dem Schloß herauskommen…« Sie brach ab, zuckte mit den Achseln und machte eine Geste in die Richtung, in der Henry verschwunden war. »Wir müssen Henry mitnehmen, das ist dir doch klar, oder? Er war bisher sicher hier, aber nach dem, was heute passiert ist, werden sie ihn umbringen.«
Von draußen wehte der krächzende Schrei einer Harpyie herein, als hätten die Monster ihre Worte verstanden. Mike drehte sich um und starrte wütend über den Hof. Seine Kinnmuskeln verkrampften sich. »Ich hätte diese verdammte Königin erledigen sollen«, sagte er dumpf.
Damona verzichtete auf eine Antwort. Der Riesenvogel war wieder verschwunden, aber allein der Gedanke an den Ausdruck in seinen Augen ließ sie immer noch schaudern. Sie war sicher, daß dieses Ungeheuer das Gehirn war, das hinter allem lauerte. Vielleicht hatte Mike recht. Vielleicht hätten sie sie abschießen sollen.
Sie löste sich von ihrem Platz unter dem zerbrochenen Spiegel, ging zu Mike hinüber und nahm ihm das Schrotgewehr aus der Hand. »Ich löse dich einen Augenblick ab. Ruh dich aus. Du siehst aus wie ein lebender Toter«, fügte sie hinzu, als Mike zögerte.
Ihre Worte waren nicht einmal übertrieben. Die Verletzungen, die Mike beim Kampf mit den Harpyien davongetragen hatte, waren nicht so schlimm gewesen, wie sie zuerst befürchtet hatte. Bis auf ein paar oberflächliche Kratzer und Rißwunden war er mit dem Schrecken davongekommen. Seine Kleider waren zerfetzt und mit eingetrocknetem Blut durchtränkt, aber das meiste Blut stammte nicht von ihm, sondern von den Vögeln, die er und Damona getötet hatten. Ein paar Schrotkugeln hatten seinen linken Arm getroffen; aber auch

das waren nur oberflächliche Wunden. Das Schlimmste war die Erschöpfung. Unter seinen Augen lagen tiefe, dunkle Ringe.

Seine Gesichtshaut glänzte wächsern, und seine Finger zitterten vor Erschöpfung und Müdigkeit.

Er gab ihr die Waffe. »Du siehst auch nicht gerade wie das blühende Leben aus«, murrte er. »Vielleicht legst du dich ein paar Stunden hin.«

Damona schüttelte den Kopf. »Später. Wenn wir hier heraus sind gerne.«

Mike lachte leise. »Hast du vielleicht auch eine Idee, wie wir das machen sollen?«

Damona hob die Schultern. »Vielleicht.«

»Und wie?«

»Warten wir, bis Henry zurückkommt«, antwortete Damona geheimnisvoll.

Mike wollte weiter in sie dringen, aber ein Blick in ihr Gesicht sagte ihm, daß er sowieso keine Antwort bekommen würde. Er murmelte Irgend etwas unverständliches, schlurfte zur Wand und ließ sich mit einem erleichterten Seufzer auf die kalten Steinfliesen sinken. Seine Arme und Beine waren steif vor Kälte, und jetzt, als er sich entspannte, spürte er die Erschöpfung erst richtig. Er schloß für einen Moment die Augen, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und versuchte, an gar nichts zu denken. Aber das ging nicht. Vor seinem inneren Auge erschien immer wieder das Bild der angreifenden Bestien.

Er schüttelte sich, öffnete die Augen und blinzelte zu Damona hinüber. Sie lehnte unter der Tür, hatte das Gewehr neben sich an die Wand gestellt und sah aufmerksam zu den patrouillierenden Harpyien hinüber. Im grellen Gegenlicht der untergehenden Sonne wirkte ihr Körper schmal und zerbrechlich. Ihre Haltung drückte Erschöpfung und Müdigkeit aus. Aber wahrscheinlich spürte sie das kaum. Für sie mußte alles, was sich in den letzten zwölf Stunden ereignet hatte, noch viel schlimmer gewesen sein als für ihn.

Mike versuchte sich vorzustellen, was in der jungen Frau vorgehen mußte, aber es gelang ihm nicht. Die Welt, die sie gekannt hatte, existierte nicht mehr. Praktisch war sie nie geboren worden.

Mike schüttelte sich unwillkürlich. Der Gedanke war grauenhaft.

Das Geräusch von mühsamen, schlurfenden Schritten ließ ihn aufsehen. Henry kam wieder, ein Tablett mit dampfendem Kaffee und dünngeschnittenen Broten vor sich haltend.

Mike stand ächzend auf, nahm Henry das Tablett aus der Hand und griff mit ungelenken Bewegungen nach einer Tasse. Das Gebräu war so heiß, daß er sich die Zunge verbrannte. Der erste Schluck schmeckte grauenhaft, aber die Wärme tat gut, und das Koffein vertrieb seine Müdigkeit wenigstens für den Augenblick. Er leerte

seine Tasse, stopfte rasch zwei Schnitten Brot in sich hinein und löste Damona an der Tür ab.

»Hat sich Irgend etwas getan?« fragte Henry.

Mike verneinte. »Sie sitzen nur da und warten«, sagte er leise.

»Bestien« flüsterte Henry. »Verdammte Bestien. Sie sind schlau. Verdammt schlau. Ich hatte Zeit genug, sie zu beobachten. Ich weiß, wie gerissen sie sind.«

»Sie – oder die Königin?« fragte Damona kauend.

Henry schüttelte wütend den Kopf. »Die Königin ist die teuflischste von allen. Aber sie sind auch ohne sie verdammt gefährlich. Ich habe gesehen, wie sie mit ihren Opfern spielen.«

»Gesehen?« fragte Damona überrascht.

»Früher«, sagte Henry zögernd, »ganz zu Anfang kamen noch Leute hierher.«

»Wer?«

»Leute aus der Umgebung, Abenteurer… einmal auch ein paar Polizisten. Sie haben versucht, sie von hier zu vertreiben. Aber das ist lange her.«

»Moment einmal«, machte Mike überrascht. »Sie wollen sagen, daß… daß die offiziellen Stellen von diesen Ungeheuern wissen? Daß sie es wissen und nichts dagegen unternehmen?«

Henry sah Mike erstaunt an. »Natürlich wissen sie es. Aber sie können nichts tun. Sie haben es einmal versucht. Die Ungeheuer haben sie in eine Falle gelockt und bis auf den letzten Mann getötet.«

»Moment… Ich glaube, ich habe Sie falsch verstanden, Henry. Sie wollen mir im Ernst erzählen, daß man überall im Land weiß, was hier vorgeht, und nichts dagegen tun? Aber das ist doch unmöglich. Sie hätten Militär geschickt, und …«

Der Ausdruck des Erstaunens auf Henrys Gesicht vertiefte sich.

»Wo haben Sie bisher gelebt, Mister Hunter. Auf dem Mond?«

Mike schluckte. »Wieso?«

»Wir waren in Amerika«, sagte Damona hastig. »In einer ziemlich abgelegenen Gegend, Da erfährt man nicht viel von dem, was in der Welt vorgeht.«

Henrys Mißtrauen schien keineswegs besänftigt. Er musterte Mike mit einem seltsamen, lang anhaltenden Blick, ging dann an ihm vorbei und lehnte sich gegen den Türpfosten. Seine Stimme klang dünn und monoton, als er begann.

»Es hat vor zwanzig Jahren angefangen«, sagte er, ohne Mike oder Damona anzusehen. »Hier waren es die Harpyien, woanders uralte Kulte, die plötzlich wieder auftauchten, Sekten, geheimnisvolle Logen, Geheimbünde. Das Böse ist auf dem Vormarsch, überall. Die Zeit ist noch nicht reif, aber, in ein paar Jahren werden sie dieses Land regieren.«

»Wen meinen Sie mit ›Sie‹?« fragte Mike, ohne auf Damonas warnenden Blick zu reagieren.

Henry zuckte die Schultern. »Sie haben viele Namen. Hier nennen sie sich Hades-Jünger, anderswo Propheten der letzten Tage, Bastardianer, Höllensöhne… Sie haben tausend Namen, aber ihre Ziele sind überall gleich. Sie sind böse, schlecht, verdorben. Und sie sind auf dem Vormarsch. Niemand kann sie aufhalten. Vielleicht wird es noch einmal zwanzig Jahre dauern, aber irgendwann werden sie dieses Land beherrschen. Und sie werden weitermachen. Solange, bis sie die ganze Welt unter ihrer Kontrolle haben. Die Herrschaft des Bösen steht bevor.« Er drehte sich um, lächelte melancholisch und schüttelte den Kopf. »Aber das werde ich nicht mehr erleben.«

Damona runzelte unwillig die Stirn. »Reden Sie keinen Quatsch, Henry. Ihnen wird nichts geschehen. Und uns auch nicht.« Sie leerte ihre Kaffeetasse, fuhr sich mit einer ganz und gar undamenhaften Geste mit dem Handrücken über die Lippen und stellte die Tasse dann auf das Tablett zurück. »Es muß einen Weg hier herausgeben. Und wir werden ihn finden.« Sie zögerte, warf Mike einen warnenden Blick zu und sagte dann: »Meine Mutter hat mir viel von Kings Castle erzählt. Es soll früher einmal einen unterirdischen Gang gegeben haben.«

Henry nickte zögernd. »Die Katakomben. Aber es ist unmöglich, dorthin zu kommen.«

»Warum?« fragte Mike.

»Wegen der Harpyien. Sie leben in den Kellern und Gewölben. Ich weiß nicht, ob sie auch den Gang besetzt halten, aber selbst wenn nicht, müßten Sie mitten durch sie hindurch.«

»Wenn es keinen anderen Weg gibt…«

Henry lachte schrill auf. »Sie verstehen nicht, Mister Hunter. Sie haben nur einen kleinen Teil ihrer Armee gesehen. In den Kellern leben Hunderte. Sie sind wie die Ratten, schlimmer noch. Sie würden uns in Stücke reißen, wenn wir ihren Nistplätzen nahekommen.«

Mike antwortete nicht sofort. Sicher hatte Henry vollkommen recht. Aber es gab keinen anderen Ausweg. Selbst wenn sie irgendwie über den Hof gelangen sollten, lag zwischen der Burg und dem rettenden Waldrand fast eine Meile deckungsloses Gelände – die Chancen, lebend den Wald zu erreichen, standen eins zu einer Million; optimistisch betrachtet.

Er bückte sich, hob das Gewehr auf und knickte den Lauf herunter, um die Ladung zu überprüfen. »Wieviel Munition haben Sie noch für das Ding?«

Henry griff stumm in die Tasche und förderte eine Handvoll Patronen zutage.

»Viel ist es nicht, aber immerhin…« Mike nahm die Schrotpatronen an sich und ließ den Lauf wieder einrasten. »Sind sonst noch Waffen

im Haus?«

»Nein.«

Mike seufzte. Man konnte schließlich nicht alles verlangen. Er tauschte einen langen, nachdenklichen Blick mit Damona und deutete schließlich mit einer Kopfbewegung zur Kellertreppe. »Versuchen wir es.«

»Das ist Wahnsinn!« stöhnte Henry.

Damona bückte sich nach dem rostigen Schwert, schob die Waffe hinter ihren Gürtel und lächelte Henry aufmunternd zu. »Wir müssen es riskieren. Hier oben haben wir keine Chance.«

»Sie rennen in den Tod!« flehte Henry.

Mike grinste. »Wieso wir? Sie werden uns begleiten.«

Henry ächzte entsetzt. »Ich?«

»Warum nicht? Dachten Sie, wir überlassen Sie hier Ihrem Schicksal?« Er griff nach Henrys Schultern und drehte ihn mit sanfter Gewalt um. »Gehen wir.«

***

Durch den geschlossenen Fensterladen drangen dumpfe, murmelnde Stimmen. Jemand lachte, ein anderer fiel ein, und irgendwo waren dumpfe polternde Schritte zu hören, als ginge jemand ruhelos im Kreis herum.

Standish preßte sich dicht gegen die Wand und verfluchte die Tatsache, daß er nicht verstehen konnte, was drinnen gesprochen wurde. Es nutzte ihm gar nichts, daß er jetzt praktisch wenige Meter von seinen Erzfeinden entfernt war, wenn er nicht verstehen konnte, was sie drinnen besprachen. Er war sicher, daß sich das Gespräch um die beiden Fremden drehte, auf die die Hades-Jünger warteten.

Damona King und Mike Hunter… irgendwie hatte Standish plötzlich das Gefühl, diese beiden Namen schon einmal gehört zu haben. War es ein bloßer Zufall, daß das Hauptquartier des Bösen, diese schwarze, dräuende Burg auf dem Hügel über Marnockfearn, Kings Castle hieß. Es mußte irgendeine besondere Bewandtnis mit diesen beiden haben, wenn der Hades-Kult sich so vor ihnen fürchtete, daß er eine ganze Abteilung seiner Jünger zu ihrer Vernichtung ausschickte. In den ländlicheren Gegenden Schottlands waren die Satansjünger lange nicht so sicher wie in den großen Städten. Wenn die Identität der Hades-Jünger bekannt wurde, dann konnte dies ohne weiteres ihr Ende bedeuten. Es mußte sich schon um wirklich gefährliche Gegner des Bösen handeln, wenn die Schwarzblütler ihren Schergen ein derartiges Risiko zumuteten. Trotzdem mußte er auf der Hut sein. Die Feinde seiner Feinde mußten nicht automatisch seine Freunde sein.

Er ging in die Knie, kroch unter dem Fenster durch und näherte sich vorsichtig der Hintertür. Seine Sinne waren bis aufs äußerste

gespannt. Aber der Garten lag einsam und verlassen vor ihm. In den Zweigen eines nahestehenden Baumes schimpfte ein Spatz gegen den fallenden Schnee an, und hinter der Mauer, die ihn gegen Entdeckung von der Straße her abschirmte, kläffte ein streunender Hund. Die Leute im Haus schienen sich vollkommen sicher zu fühlen. Sie hatten sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Hintertür zu verschließen. Sie bewegte sich quietschend im Wind. Ein gelber, dreieckiger Lichtstreifen fiel auf den Hof hinaus und kämpfte vergeblich gegen die länger werdenden Schatten an. Aus dem Haus klang jetzt das Klirren von Glas, und jemand schaltete ein Radio ein und übertönte so selbst die spärlichen Wortfetzen, die Standish bis jetzt mitbekommen hatte.

Er biß sich auf die Lippen, überlegte einen Moment und huschte dann zur Hintertür hinüber. Er mußte etwas riskieren, wenn nicht alles umsonst gewesen sein sollte.

Sein Herz hämmerte so laut, daß er glaubte, die Männer im Haus müßten das Geräusch hören, als er sich vorsichtig aufrichtete und die Tür aufschob. Ein Schwall warmer Luft wehte ihm entgegen. Es roch nach Kaminholz und frisch gebrühtem Kaffee. Eine Lampe unter der Decke verbreitete gelbe, behagliche Helligkeit.

Standish zog die Tür hinter sich zu, sah sich rasch um und schlich gebückt durch den Flur. Er war sich über das Risiko, das er einging, durchaus im klaren. Aber vor seinem Auge stand immer noch das Bild des geschwärzten Pfahles auf dem Marktplatz. Und er hörte immer noch das Lachen der Frau. Ihr Lachen und die nicht abreißenden Schreie Ellens. Prasselnde Flammen, der Gestank brennenden Fleisches…

Standish unterdrückte ein Stöhnen und ballte in stummer Wut die Fäuste. Er durfte sich jetzt nicht von seinen Erinnerungen übermannen lassen. Noch nicht. Der Augenblick der Rache würde kommen, aber bis dahin mußte er einen klaren Kopf behalten.

Trotzdem gelang es ihm nicht ganz, den Anblick zu vergessen.

Weder ihn noch das Bild der schrecklich verzerrten Vogelvisage, die die Züge seiner Frau getragen hatte…

Er preßte sich gegen die Wand und näherte sich auf Zehenspitzen der Tür.

»Und du bist sicher, daß sie den Harpyien entkommen?« verstand er.

»Ich bin ziemlich sicher, daß sie ihnen nicht entkommen«, sagte eine zweite Stimme. »Niemand entkommt diesen Scheusalen. Aber ich habe meine Befehle. Und du auch.«

»Morticah scheint diesen beiden Fremden ja eine ganz besondere Bedeutung beizumessen«, sagte eine Frauenstimme. »Immerhin ist es das erste Mal, daß er eine ganze Gruppe auf zwei einzelne Leute ansetzt. Warum wohl?«

»Ich weiß nicht warum«, antwortete die gleiche Stimme, die schon

auf die erste Frage geantwortet hatte. »Und es interessiert mich auch nicht. Jedenfalls nicht in erster Linie. Ich habe meine Befehle, und ich werde mich danach richten. Wir müssen alles auf die Ankunft der beiden vorbereiten.«

»Wenn Sie überhaupt noch kommen«, fiel die Frauenstimme wieder ein. »Wie lange sind sie jetzt in der Ruine?«

»Seit heute morgen.«

»Dann leben sie nicht mehr«, sagte die Frau überzeugt. »Die Harpyien werden sie längst in Stücke gerissen haben.«

»Das haben sie nicht.«

»Woher willst du das wissen?«

Diesmal klang die Stimme schärfer, als sie antwortete. »Woher ich meine Informationen habe, geht nur mich etwas an«, sagte sie.

»Aber sie leben. Sie haben sich in einem der Gebäude verbarrikadiert und scheinen einen Fluchtplan auszuhecken.«

Für einen Moment trat ehrfürchtiges Staunen ein. Selbst Standish konnte sich einer gewissen Bewunderung dieser beiden Fremden nicht verschließen. Er hatte erlebt, wie gefährlich ein einziger dieser höllischen Vögel sein konnte. Die Vorstellung, sich im Hauptquartier dieser Bestien aufzuhalten, jagte ihm einen eisigen Schauer über den Rücken.

»Warum gehen wir nicht hin und erledigen die Sache gleich?« fragte die erste Stimme wieder.

»Geh doch. Wenn du Glück hast, bringen die Harpyien dich gleich um.« Ein schrilles, humorloses Lachen folgte diesen Worten. »Wir warten ab. Spätestens morgen früh müssen sie rauskommen. Sie können nicht tagelang dort oben aushalten. Selbst wenn sie genug Lebensmittel haben, wird es verdammt kalt dort oben. Und wenn sie kommen, werden wir sie erwarten. Sie dürfen Marnockfearn nicht lebend verlassen. Morticah interessiert sich persönlich für ihr Schicksal. Ihr wißt, was das bedeutet.«

Standish hatte genug gehört, wenigstens für den Augenblick. Er drehte sich um, sah sichernd zur Treppe hoch und schlich dann lautlos zur Hintertür. Sie knarrte leise, als er sie öffnete, aber das Geräusch würde drinnen im Wohnzimmer nicht gehört werden.

Er trat aus dem Haus, schob die Tür hinter sich zu und lief mit raschen Schritten zur Mauer. Der Schnee knirschte verräterisch unter seinen Füßen. Standish federte kurz ein, sprang dann hoch und bekam die Mauerkante zu fassen. Ein heller, sengender Schmerz fuhr durch seine Schulter, als er sich hinaufzog. Er unterdrückte einen Schmerzenslaut, biß die Zähne zusammen und sprang auf der anderen Seite der Mauer herunter.

Er sah die Bewegung im letzten Moment. Aber seine automatische Abwehrbewegung kam zu spät. Eine Faust krachte unter sein Kinn,

warf ihn gegen die Wand zurück und hämmerte eine halbe Sekunde später in seinen Magen.

Standish japste, krümmte sich zusammen und rang mühsam nach Luft. Ein dritter Schlag traf seinen Nacken. Er stöhnte auf, brach in die Knie und kämpfte verzweifelt gegen die emporwallende Bewußtlosigkeit. Vor seinen Augen tanzte eine Million bunter Sterne.

Seine Schulter schmerzte höllisch und begann wieder zu bluten. Er wollte sich hochstemmen, aber seine Beine knickten unter seinem Körpergewicht ein und ließen ihn erneut zusammenbrechen.

Standish stöhnte leise und hob mühsam den Kopf. Die Gestalt des Angreifers ragte riesig und schwarz gegen den wolkenverhangenen Himmel über ihm empor.

»Genug«, stöhnte Standish. »Es… reicht.«

Der andere zögerte. Seine zum Schlag geballte Faust verharrte einen Herzschlag lang drohend über Standishs Gesicht und sank dann herab. Er bückte sich, packte Standish grob bei den Jackenaufschlägen und zerrte ihn vom Boden hoch.

Standish stöhnte erneut auf, als er das Gesicht des anderen erkannte.

»Wenn du jetzt nicht eine verdammt gute Erklärung parat hast, wartet eine Menge Ärger auf dich, Fred«, sagte Will.

***

Der tanzende Lichtkreis der Taschenlampe glitt über feuchten Steinboden, Vermoderte Möbel und Unrat. Eine Ratte schoß quiekend in Deckung, als Mikes Schritte sie aus ihrem Versteck aufscheuchten.

Die Luft war trocken und bitter; jahrzehntealter Staub wirbelte unter ihren Füßen auf, tanzte im Licht der Taschenlampe und senkte sich nur zögernd wieder zu Boden.

Damona reichte die Lampe an Mike weiter und ging zielsicher durch den niedrigen Raum. Unter der gewölbten Decke spannte sich ein dichter Vorhang von Spinnennetzen, und in den Ecken stapelte sich der Müll und Unrat von Jahrzehnten. Ein scharfer, durchdringender Geruch hing in der Luft, und hinter den Mauern war das hektische Trappeln unzähliger winziger Füße zu hören.

Damona blieb vor einem fast mannshohen Stapel vermoderter Kisten und Kartons stehen.

»Hilf mir«, sagte sie, während sie bereits begann, das Hindernis mit bloßen Händen aus dem Weg zu räumen.

Mike reichte Henry die Taschenlampe und das Gewehr und trat neben Damona. Mit gemeinsamer Anstrengung schafften sie es, die Barrikade innerhalb weniger Minuten beiseite zu räumen. Dahinter kam eine niedrige, aus wuchtigen Balken zusammengefügte Tür zum Vorschein. Damona rüttelte prüfend an der Klinke. Das Schloß war eingerostet und bewegte sich nicht.

»Tritt zur Seite.« Mike wartete, bis Damona ihm Platz gemacht hatte, atmete kurz ein und sprang dann aus dem Stand hoch. Sein Fuß traf das Schloß mit der Gewalt eines Hammerschlages und sprengte es auf. Die Tür flog nach innen und krachte gegen die Wand. Staub und kleine Steinbrocken regneten von der Decke herab. Der Knall war so laut, daß man ihn vermutlich in der gesamten Burg gehört hatte, und die aufwirbelnde Staubwolke nahm ihnen für einen Moment die Sicht.

Mike grinste Zufrieden, drehte sich um und griff nach der Taschenlampe, die er Henry gegeben hatte.

Auf dem Gesicht des Butlers lag ein Ausdruck grenzenloser Verblüffung. »Woher…«, sagte er mühsam, »wußten Sie von dieser Tür?«

»Damonas Vater erzählte davon«, sagte Mike geistesgegenwärtig.

Aber diesmal kaufte ihm Henry die Geschichte nicht mehr ab.

»Niemand wußte von diesem Gang, außer Mister King und mir. Und selbst wir wußten nicht, wie man die Tür öffnet. Wir wußten nicht einmal genau, wo sie ist. Nur, daß der Eingang in diesem Raum liegt. Dieser Stapel da, er deutete mit der Lampe auf die Kisten, die Mike und Damona beiseitegeräumt hatten, hat die Tür verborgen. Schon lange, bevor Mister King die Herrschaft über Kings Castle übernahm.«

Damona seufzte. »Ich… ich habe Ihnen vorhin nicht die Wahrheit gesagt, Henry«, sagte sie zögernd. »Aber ich kann es Ihnen unmöglich erklären. Jetzt nicht.«

Henry erbleichte. »Sie… Sie sind nicht die Tochter von Mister King.«

»Doch, das bin ich«, sagte Damona eindringlich. »Mein Vater war James King. Aber die Geschichte ist viel komplizierter, als ich bisher zugegeben habe. Ich erkläre Ihnen alles, wenn wir hier heraus sind. Bestimmt.«

Mike konnte sehen, wie es hinter der Stirn des alten Butlers arbeitete. Fast eine Minute lang starrte er Damona schweigend an, biß sich auf die Lippen und versuchte offensichtlich, mit seinen widerstrebenden Gefühlen ins reine zu kommen. Schließlich nickte er fast unmerklich. »Gut. Ich… ich glaube Ihnen.«

Damona atmete sichtlich auf. »Ich wußte, daß Sie mir glauben würden. Ich kenne Sie zu gut.«

»Sie kennen mich?«

Mike grunzte ungeduldig und griff nach der Taschenlampe. »Darüber unterhalten wir uns später. Kommt jetzt. Je eher wir es hinter uns haben, desto besser.«

Er richtete den Strahl auf den offenstehenden Eingang. Der Staub hatte sich mittlerweile so weit gelegt, daß sie ein paar Meter weit in den Gang hineinsehen konnten.

Eigentlich war es eher ein Tunnel. Die gewölbte Decke war so niedrig, daß nicht einmal Henry aufrecht gehen konnte. Die Wände

sahen alt und brüchig aus. Schmierige Pilzgewächse wucherten an den verwitterten Steinen empor. Von der Decke tropfte Feuchtigkeit, und auf dem unregelmäßigen Lehmboden hatten sich unzählige winzige Pfützen gebildet.

Mike ging als erster in den Stollen. Der Strahl der Lampe verlor sich bereits nach wenigen Metern in wattigem Dunkel. Es war, als wäre vor ihnen Irgend etwas, eine unsichtbare, unfaßbare Barriere, die den Strahl der Taschenlampe aufsaugte.

Mike verscheuchte den Gedanken mit einem ärgerlichen Kopfschütteln. Er würde noch genügend Gelegenheit bekommen, nervös zu sein. Er brauchte sich nicht unbedingt selbst verrückt zu machen.

»Bis jetzt sehe ich keine Vögel«, sagte er überflüssigerweise.

»Sie scheinen diesen Gang noch, nicht entdeckt zu haben«, antwortete Henry. »Aber wir müssen die alten Katakomben durchqueren, wenn wir in den nach außen führenden Stollen wollen. Sie nisten dort.«

»Wo genau?« wollte Damona wissen.

»In der Folterkammer. Die Decke ist eingestürzt, und auf diese Weise kann die Königin herein und heraus. Sie ist zu groß, um die Gänge zu benutzen.«

»Die Folterkammer?« sagte Mike. »Wie passend.« Er versuchte, sich den Plan der Burg ins Gedächtnis zu rufen. Die ehemalige Folterkammer befand sich unter dem Hof. Von dort aus führten fast ein Dutzend Gänge in verschiedene Richtungen. Einer davon führte unter der Mauer hindurch bis zum Wald hinüber. Er hatte ihn niemals gesehen, aber Damona hatte ihm von seiner Existenz berichtet. Ein alter Fluchttunnel, wie man sie oft auf mittelalterlichen Burgen fand.

Sie schlichen lautlos den Gang hinunter. Mike ertappte sich immer wieder dabei, nervös mit dem Gewehr zu spielen. Seine Nerven waren in einem schlechteren Zustand, als ihm lieb war. Aber immerhin hatte er die Gefährlichkeit dieser geflügelten Höllenboten schon am eigenen Leib zu spüren bekommen.

Er hörte, wie Damona scharf die Luft einsog und stehenblieb.

»Sie sind vor uns«, flüsterte sie.

Mike hob die Lampe um eine Winzigkeit und ließ den Strahl in die wattige Schwärze fallen. »Ich sehe nichts.«

Damona schüttelte bestimmt den Kopf. »Sie sind da. Ganz dicht vor uns. Ich spüre es. Aber…«

»Ja?«

»Irgend etwas stimmt nicht«, murmelte Damona. Mike sah, daß ihre Augen geschlossen waren. Auf ihrer Stirn glitzerte Schweiß, obwohl es hier unten fast noch kälter war als oben.

»Was meinst du damit?« fragte er.

Damona zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ich… ich kann ihre Gedanken fühlen. Aber … es sind nicht die Gedanken von Tieren.«

Sie öffnete die Augen und trat einen Schritt auf Mike zu. Ihre Lippen zitterten. »Es ist schrecklich, Mike.« Sie preßte die Hände gegen die Schläfen. Ein leises, schmerzhaftes Stöhnen kam über ihre Lippen. In ihren Augen flackerte das blanke Entsetzen. »Es ist, als ob ich Seelen um Hilfe schreien höre«, murmelte sie.

Sie gingen weiter. Mike gab Damona die Taschenlampe und hielt das Gewehr im Anschlag. Ein eisiges, klammes Gefühl breitete sich in seinem Rücken aus. Es war, als griffe eine riesige, körperlose Hand nach ihm. Er fror, aber das lag nicht allein an der Kälte.

Der Gang teilte sich. Henry deutete stumm auf den nach rechts abzweigenden Tunnel, und sie gingen weiter.

Dieses Teilstück des Tunnels endete bereits nach wenigen Metern vor einem scharfen Knick. Damona blieb stehen, sah Mike warnend an und legte den Finger über die Lippen. Mike nickte verstehend und entsicherte das Gewehr. Das leise Knacken schien wie ein Pistolenschuß durch das modrige Gewölbe zu peitschen.

Damona schaltete die Lampe aus. Die Dunkelheit fiel warnungslos über sie her und schloß sie in einen Mantel aus Angst und schleichendem Terror ein.

»Sie bleiben hier, Henry«, flüsterte Damona. Sie preßte sich gegen die Wand, tastete sich Schritt für Schritt weiter und erreichte schließlich die Biegung. Mike folgte ihr auf der anderen Seite des Ganges.

Der Stollen hörte nach weiteren zwei Metern abrupt auf. Die Wände wichen zurück und erweiterten sich zu einem hohen Raum.

Mike blieb stehen, ging in die Hocke und hielt das Gewehr im Anschlag. Er lauschte mit geschlossenen Augen. Vor ihnen war etwas.

Er konnte ein leises Kratzen und Schaben hören, Geräusche, als würde sich nasses Leder bewegen, das Schleifen schwerer Körper auf dem feuchten Boden. Der gleiche Verwesungsgestank, den er schon einmal gerochen hatte, schlug ihm entgegen. Aber diesmal war er viel, viel stärker.

»Jetzt«, sagte er.

Damona schaltete die Lampe ein, prallte zurück und schrie unterdrückt auf. Selbst Mike stieß einen erschrockenen Seufzer aus. Er war auf eine Menge vorbereitet gewesen, aber der Anblick, der sich ihm bot, übertraf seine schlimmsten Befürchtungen.

Auf dem Boden vor ihnen hockte etwa ein Dutzend Harpyien.

Aber diese Tiere unterschieden sich von denen, die sie bisher kennengelernt hatten.

Damona ließ den Lichtstrahl der Lampe über den Körper vor ihnen gleiten. Das Wesen sah aus wie eine groteske Kreuzung zwischen Mensch und Vogel. Der Körper war der eines Menschen, aber seine

Haut hatte sich mit kleinen, wächsernen Schuppen überzogen.

Die Beine waren verkrümmt und wie unter Schmerzen an den Leib gezogen, und die Zehen hatten sich schon völlig zu langen, hornigen Krallen umgebildet. Seine Brust wirkte seltsam flach und eingefallen, als hätte jemand sämtliche Rippen entfernt. Dort, wo normalerweise die Arme aus den Schultern wachsen sollten, befanden sich zwei große, schlaff herunterhängende Hautlappen, in denen dick angeschwollene Adern pulsierten.

Das Schrecklichste aber war das Gesicht. Mike stöhnte unwillkürlich auf, als er die verzerrte Visage sah. Der Kopf war kahl und mit kleinen, leprösen Schuppen überzogen. Die Nase schien überproportioniert lang und dünn, sie erinnerte eher an einen Schnabel als an eine menschliche Nase, und der Unterkiefer hatte sich weit vorgestülpt und nahm ebenfalls die charakteristische Keilform an. Das ganze Gesicht wirkte seltsam asymmetrisch. Die Gesichtshaut hatte sich auf einer Seite zusammengezogen und zu unzähligen winzigen Falten und Runzeln verzerrt, so daß der Eindruck entstand, daß diese ganze schreckliche Fratze in einem zeitlosen Grinsen erstarrt war.

Der Lichtkreis wanderte weiter, riß neue Schrecken aus der Dunkelheit und tastete fast ängstlich in die Dunkelheit hinein.

Es gab Harpyien in allen Stadien der Verwandlung. Bei vielen schien die Metamorphose vom Mensch zur Bestie fast abgeschlossen zu sein, aber eine Reihe stellten geradezu aberwitzige Kreuzungen zwischen Mensch und Tier dar.

Mike fiel auf, daß die Harpyien seltsam inaktiv waren. Sie blinzelten träge in das ungewohnt grelle Licht der Lampe, hoben die Köpfe oder schlugen unwillig mit den Flügeln, wenn das Licht sie traf.

Aber sie zeigten noch lange nicht die Wildheit, die Damona und Mike kennengelernt hatten. Irgend etwas schien noch zu fehlen, um die Verwandlung komplett zu machen.

Ein schrilles Krächzen aus dem Hintergrund des Raumes ließ Mike herumfahren. Zwischen den träge dahockenden Scheußlichkeiten war ein riesiger, böser Schatten erschienen.

Der Wächter, dachte Mike. Natürlich – sie hatten einen Wächter hinterlassen.

Der Vogel näherte sich mit unbeholfen wirkenden Bewegungen.

Der Raum war zu klein, als daß er seine Flugfähigkeit hätte einsetzen können. Aber das hinderte ihn nicht, mit aller Wut auf die beiden Eindringlinge einzustürmen.

Mike hob langsam seine Waffe und zielte. Der häßliche Schädel der Harpyie erschien über dem Visier.

»Nicht«, sagte Damona leise. Sie zog ihr Schwert aus dem Gürtel, wartete, bis der Vogel herangehoppelt war und schlug dann mit einer

blitzschnellen Bewegung zu. Die Klinge zuckte so schnell durch die Luft, daß Mike Mühe hatte, die Bewegung mit dem Auge zu verfolgen, köpfte den Vogel und klirrte gegen die Wand. Der kopflose Körper torkelte noch einen Schritt weiter, rannte neben Damona gegen die Wand und fiel mit wild zuckenden Flügeln zu Boden.

Damona verzog angeekelt das Gesicht. Sie wollte etwas sagen, aber das Grauen, das sich ihnen bot, schien ihre Stimme zu lähmen.

Sie schüttelte sich, warf dem reglosen Vogelkörper neben sich einen angewiderten Blick zu und atmete hörbar ein. »Gehen wir weiter.«

Mike stand zögernd auf. Die Leichtigkeit, mit der sie den Wächter getötet hatten, stimmte ihn mißtrauisch. Er hatte es sich schwerer vorgestellt, in das Allerheiligste der Bestien vorzudringen. Aber immerhin waren sie aus einer Richtung gekommen, aus der die Harpyien bestimmt nicht mit einem Angriff gerechnet hatten, quasi durch die Hintertür. Vermutlich würden sie sich einer ganzen Armee der geflügelten Ungeheuer gegenübersehen, wenn sie versuchen sollten, von außen in die Brutkammer vorzudringen.

Sie gingen vorsichtig durch den Raum, ängstlich darauf bedacht, keinen der Vögel zu berühren. Die Harpyien zischten wütend und folgten jeder ihrer Bewegungen mit aufmerksamen Blicken, machten aber keine Anstalten, sie anzugreifen. Sie erreichten den gegenüberliegenden Raum unbehelligt.

Mike atmete unwillkürlich auf, als sie aus der Kammer heraus waren. Die Sekunden, die sie gebraucht hatten, die Brutstätte dieses Ungeziefers zu durchqueren, waren ihm wie Ewigkeiten vorgekommen.

»Wohin jetzt?« fragte Damona.

Henry deutete wortlos auf den mittleren der drei Tunnel, die von der Kammer abzweigten. Sein Gesicht wirkte eingefallen und starr.

Mike blinzelte neugierig in den Gang. An seinem Ende schimmerte ein Fleck trüber Helligkeit. Dort mußte der eingestürzte Keller liegen. Der Gedanke, dort hindurchzumüssen, behagte ihm nicht gerade.

»Gibt es keinen anderen Weg?« fragte er.

»Nein. Alle Gänge enden dort. Wir müssen durch. Anders geht es nicht.« Er schüttelte sich. »Die Königin ist dort vorne.«

Mike nickte. »Ich weiß.«

»Sie wartet auf uns«, flüsterte Henry. Seine Stimme bebte. »Sie weiß, daß wir kommen. Ich spüre es.«

Mike ging an ihm vorbei, schwenkte sein Gewehr und machte eine aufmunternde Geste. »Dann sollten wir Ihre Majestät nicht zu lange warten lassen. Gehen wir.«

***

»Also?« sagte Will. »Ich warte.«

Er trat einen halben Schritt zurück, stemmte herausfordernd die Fäuste in die Hüften und sah Standish lauernd an. Der freundliche Ausdruck war aus seinem Gesicht gewichen.

Standish lehnte sich schweratmend gegen die eisige Mauer und betastete sein Kinn; »Du hast einen Schlag wie ein Holzfäller«, sagte er undeutlich. »Etwas weniger stark hätte auch gereicht.«

»Möglich«, erwiderte Will gleichmütig. »Aber wir haben hier unsere eigenen Methoden, um mit Einbrechern fertig zu werden. Es gibt genug Halunken bei uns. Wir brauchen nicht unbedingt noch welche von außerhalb.«

Standish blinzelte erstaunt. »Einbrecher?«

»Solange du mir keine bessere Erklärung liefern kannst, halte ich mich an das, was ich sehe«, entgegnete Will.

Standish nickte. »Ich gebe zu, daß es vielleicht ein wenig ungewöhnlich aussehen mag, aber…«

»Ungewöhnlich?« Will lachte humorlos. »Ziemlich eindeutig, wenn du mich fragst. Aber vielleicht hast du ja eine bessere Erklärung.«

Standish antwortete nicht direkt darauf. »Wenn du so sicher bist, daß ich einbrechen wollte, dann rufe die Polizei«, sagte er.

Will reagierte nicht. Sein Körper spannte sich fast unmerklich, als Standish sich von der Wand abstieß und schwankend stehenblieb, aber der Ausdruck in seinem Gesicht blieb ruhig. Entweder vertraute er Standish immer noch, oder er fühlte sich vollkommen sicher.

»Nimm an, ich will dir eine Chance geben«, sagte er schließlich.

Standish nickte. »Und warum?«

»Warum nicht? Schließlich ist es egal, ob du zehn Minuten früher oder später im Gefängnis landest.«

Standish schluckte. So, wie Will die Worte aussprach, klangen sie durchaus glaubhaft. Einen Augenblick lang spielte er mit dem Gedanken, einen überraschenden Angriff zu riskieren. Aber die Erinnerung an die Kraft, die in Wills Fäusten steckte, war noch zu deutlich in ihm. Selbst wenn er nicht erschöpft und durch seine verletzte Schulter behindert gewesen wäre, hätte er kaum eine Chance gegen den jungen Hünen gehabt. Vorhin an der Theke hatte er sich Will nicht so deutlich angesehen. Aber der Junge war ein Riese. Und er schien ganz genau zu wissen, wie stark er war.

»Wie bist du überhaupt so schnell auf den Gedanken gekommen, mich zu verfolgen?« fragte er.

Will lächelte. »Es kommen nicht oft Fremde nach Marnockfearn, wie ich bereits sagte, Und erst recht nicht so viele innerhalb so kurzer Zeit. Da fängt man an, sich Gedanken zu machen. Erst recht, wenn einem auffällt, daß sie sich gegenseitig bespitzeln.«

»War ich so unvorsichtig?«

Will lachte leise. »Du hast die beiden angestarrt, als hätten sie

Antennen auf dem Kopf.«

Standish grinste. »Vielleicht war das ein Fehler.«

»Ganz sicher.« Will nickte, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich gegen die Wand. Seine Augen folgten jeder Bewegung Standishs voller Mißtrauen. »Ich will dir verraten, warum ich dich nicht gleich beim Polizeiposten abgeliefert habe«, sagte er ruhig. »Aber ich rate dir auch, dir deine Antworten sehr genau zu überlegen. Der Schein spricht gegen dich, weißt du.«

Standish nickte niedergeschlagen.

»Ich war hinter den beiden her«, sagte er.

»Das war unschwer zu übersehen. Wer sind sie?«

Standish zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ich weiß jedenfalls nicht, wer sie sind. Aber ich weiß, was sie sind und was sie hier wollen.«

»Und das wäre?«

Standish überlegte Sekunden, ehe er antwortete. Er wußte, daß jetzt jedes Wort zählte. Er hatte keinen Beweis für seine Behauptung.

Aber er mußte es riskieren. Will schien noch nicht genau zu wissen, für welche Seite er sich entscheiden sollte.

»Okay«, sagte er. »Ich werde dir die Wahrheit sagen, Auch, wenn du sie mir vermutlich nicht glaubst.«

Will grinste flüchtig. »Laß das meine Sorge sein.«

Standish zögerte noch einen Moment und begann dann mit leiser, ruhiger Stimme zu erzählen. Er begann ganz am Anfang. Wills Gesicht verfinsterte sich, als er von Ellens Übertritt zu den Hades-Jüngern erzählte, aber er sah auch echte Anteilnahme darauf, als er berichtete, auf welche schreckliche Weise sie dafür bezahlt hatte.

Er redete fast eine Viertelstunde, ohne ein einziges Mal unterbrochen zu werden. Als er geendet hatte, fühlte er sich vollkommen erschöpft und ausgelaugt. Es war nicht die Anstrengung des Redens allein gewesen. Er hatte all die Wunden, die er in der vergangenen Woche so sorgsam zugeschüttet hatte, wieder aufgerissen. Während er erzählt hatte, hatte er noch einmal die grauenhaften Minuten durchlebt, in denen Ellen verbrannt worden war. Die Augenblicke, in denen sie ihn gezwungen hatte, dabeizustehen und zuzusehen.

Er lehnte sich erschöpft gegen die Wand und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. Seine Finger wurden feucht. Er merkte erst jetzt, daß er geweint hatte.

Will starrte ihn sekundenlang an, als er mit seinem Bericht zu Ende war.

»Entweder«, sagte er dann, »du bist der perfekteste Lügner, der mir je untergekommen ist, oder…« Er brach ab, starrte seine Schuhspitzen an und ballte die Fäuste.

»Du glaubst mir?« fragte Standish.

Will zuckte mit den Schultern. »Es hört sich alles so überzeugend an«, sagte er leise, ohne Standish anzusehen. »Mein Verstand sagt mir, daß du lügst. Aber ich glaube dir trotzdem. Auch, wenn der Schein gegen dich spricht.«

»Ich habe die Wahrheit gesagt«, sagte Standish eindringlich. »Ich will nichts weiter, als diese Bestien bestrafen, die dafür verantwortlich sind, was mit Ellen und meiner Tochter geschehen ist…«

»Warum schnappst du sie dir dann nicht, wenn sie dort drinnen sind?«

Standish lächelte bitter. »Ich will den Mann an der Spitze«, sagte er hart. »Seine Handlanger interessieren mich nicht. Ich will diesen Morticah.«

»Und du sagst, sie wären dort drinnen?« fragte Will mit einer Kopfbewegung auf das Haus.

Standish nickte. »Ja. Ich habe nur die beiden gesehen, die mit mir im Hotel waren. Aber es müssen mehrere Männer sein. Einer von ihnen ist hier aus der Gegend, seinem Akzent nach zu urteilen. Vielleicht kennst du die Stimme.«

Will zog die Augenbrauen hoch, schwieg aber.

»Er hat eine sehr markante Art zu reden«, sagte Standish. »Und zu lachen.«

»Es hört sich an, als würde er lispeln?« fragte Will lauernd.

Standish nickte. »Genau der. Kennst du ihn?«

Will atmete scharf ein. »Und ob ich ihn kenne«, sagte er. »Er wohnt in dem Haus, in das du eingedrungen bist.«

»Und wer ist er?«

»Bennison«, sagte Will. »Stephen Bennison. Und du willst mir im Ernst erzählen, er wäre der Kopf der Organisation?«

Standish nickte.

»Weißt du, wer Bennison ist?« fragte Will. »Nein.«

»Der Pfarrer von Marnockfearn«, sagte Will nach sekundenlangem Schweigen. »Unser Pfarrer- und im Bedarfsfall auch Vorsitzender des Inquisìtionskommitees.«

***

Der Gang war zu schmal, als daß sie hätten nebeneinander gehen können. Mikes Schultern schleiften rechts und links an den feuchten Wänden entlang, und sein Kopf streifte immer wieder die Decke.

Vor ihm schimmerte trübe, graue Helligkeit, vor der unförmige Schatten wogten.

Die Kammer der Königin.

Sie waren nur noch wenige Meter vom Allerheiligsten der Bestien entfernt.

Mike versuchte, seine zitternden Hände unter Kontrolle zu halten,

aber es gelang ihm nicht ganz. Er war nervös. Und er hatte Angst.

Erbärmliche Angst sogar. Aber es gab keinen anderen Weg. Sie konnten nicht mehr zurück. Die Harpyien würden längst gemerkt haben, daß der Eingang zum Hauptgebäude nicht mehr bewacht wurde. Wahrscheinlich würde eine ganze Armee der schwarzen Ungeheuer auf sie warten, wenn sie jetzt zurückgingen.

»Da vorne bewegt sich etwas«, sagte Damona hinter ihm. Obwohl sie sich bemühte, leise zu sprechen, hatte Mike den Eindruck, daß ihre Worte wie Kanonendonner durch den Gang hallten. Die gewölbten Wände schienen den Schall vielfach zu verstärken und zurückzuwerfen. Die Form des Tunnels wirkte wie ein natürlicher Lautsprecher.

Mike blieb stehen und versuchte, die stickige Dunkelheit mit Blicken zu durchdringen. Aber außer tanzenden Schatten und der vagen Ahnung von Bewegung konnte er nichts erkennen. Die unsichere Helligkeit am Ende des Tunnels schien die Dunkelheit um sie herum eher noch zu verstärken.

Er griff nach der Taschenlampe, die Damona ihm hinhielt, zählte in Gedanken bis fünf und schaltete das Licht ein.

Das Bild, das sich ihnen bot, schien direkt aus einem Alptraum entsprungen zu sein.

Wenige Meter vor ihnen hockte eine riesige schwarze Harpyie, blinzelte in das plötzlich aufgeflammte Licht und klapperte wütend mit dem Schnabel. Ihr massiger Körper schien den Gang vollkommen auszufüllen, und der messerscharfe Schnabel deutete wie ein Speer auf Mikes Brust. Hinter ihm waren die häßlichen Köpfe von weiteren Ungeheuern zu erkennen.

Das Licht schien wie ein Angriffssignal auf die Ungeheuer zu wirken. Vielleicht hatten sie vorgehabt, einfach still dazusitzen und zu warten, bis ihnen ihre ahnungslosen Opfer unter die tödlichen Schnäbel und Krallen liefen. Aber sie waren durchaus in der Lage, blitzschnell ihre Taktik zu ändern.

Mike fluchte unterdrückt, als sich der vorderste Vogel tolpatschig erhob und auf ihn zuwatschelte. Trotz seiner ungelenken Bewegungen wirkte er gefährlich.

Mike zögerte nicht länger. Er riß das Gewehr an die Wange und feuerte.

Die Wirkung war ungeheuer. Der Schuß entlud sich mit einem ungeheuren Knall, der das gesamte Gewölbe zum Erzittern brachte.

Die Schrotladung riß den vordersten Vogel regelrecht in Stücke und fuhr erbarmungslos unter die nachdrängenden. Die Enge des Tunnels vervielfachte die Wirkung der Ladung noch.

Mike verzog angeekelt das Gesicht und drückte ein zweites Mal ab. Die Wirkung war fast noch schrecklicher. Die Vögel, die durch die

Körper ihrer Artgenossen vor der ersten Ladung geschützt worden waren, wurden von Mikes zweitem Schuß regelrecht aus dem Gang katapultiert. Er sah, wie vier, fünf der riesigen schwarzen Bestien wie von einer Riesenfaust nach hinten geschleudert wurden.

Eine einzige Harpyie wandte sich mit schrillem Krächzen zur Flucht und humpelte davon, als Mike den Lichtstrahl der Taschenlampe auf sie richtete.

Mike seufzte in einer Mischung aus Erleichterung und Grauen.

Der Tunnel vor ihnen bot einen schrecklichen Anblick. Mindestens ein Dutzend der teuflischen Vögel war tot; der Boden war, mit leblosen Körpern übersät. An den Wänden, selbst unter der gewölbten Decke, klebte Blut, und der Gestank, den die toten Vögel ausströmten, war unerträglich.

»Los!« sagte er.

Er lief los, kippte im Rennen den Lauf herunter und schob zwei neue Patronen in die Läufe. Sie hatten die erste Runde gewonnen.

Aber das bedeutete noch lange nicht, daß sie es geschafft hatten. In der Enge des Stollens waren sie praktisch unangreifbar. Selbst wenn sie nur Damonas rostiges Schwert zur Verfügung gehabt hätten, hätten sie sich wahrscheinlich tagelang hier unten halten können. Die Probleme würden beginnen, wenn sie aus dem Stollen heraus in die Haupthöhle kamen.

Mike hörte Damonas keuchende Atemzüge hinter sich und drehte sich im Laufen um. Ihr Gesicht war bleich und vor Anstrengung verzerrt. Die Haut wirkte blaß und wachsen, und in ihren Augen stand ein fiebriger Glanz. Damona trug wahrscheinlich die schwerste Last in diesem Unternehmen. Sie mußte sich nicht allein mit den Bestien auseinandersetzen, sondern sie spürte auch noch die diabolische Ausstrahlung der Ungeheuer. Wie schon oft zuvor war Mike plötzlich froh, daß er nicht die gleichen übersinnlichen Fähigkeiten wie die junge Hexe hatte. Auch diese Gabe konnte durchaus zum Fluch werden.

Sie erreichten das Ende des Ganges. Mike zögerte nur eine halbe Sekunde, um sich zu orientieren. Vor ihnen lag ein halbrunder, großer Raum. Durch die eingestürzte Decke fiel silbernes Mondlicht herein. Der Boden war hartgefroren und mit einer dünnen, matschigen Schneedecke überzogen. In einer Ecke stapelten sich die zerstörten Überreste der ehemaligen Einrichtung. Offensichtlich hatten die Ungeheuer Platz für ihre monströse Königin schaffen wollen.

Mike sah eine Bewegung aus den Augenwinkeln und sprang. Ein großer, schwarzer Körper prallte dicht neben seinem Kopf gegen die Wand und rutschte mit einem enttäuschten Krächzen herunter.

Mike kam hart auf dem Boden auf, rollte herum und schlug hart mit dem Gewehrlauf zu. Der Stahl traf die Harpyie genau über dem

Schnabel und ließ sie bewegungslos zu Boden stürzen.
Mike stemmte sich hoch und schwenkte den Gewehrlauf. Hinter ihm drängte Damona aus dem Tunnel, schlug mit einem blitzschnellen Schwerthieb eine Harpyie aus der Luft und stellte sich dann schützend vor Henry, der als letzter aus dem Stollen drängte.
Das Gewölbe verwandelte sich von einem Augenblick auf den anderen in einen kochenden Hexenkessel. Von überall her tauchten Harpyien auf. Sie quollen aus den zahlreichen Tunnels, die in dem Gewölbe endeten, erhoben sich hinter Trümmerhügeln oder fielen krächzend und mit den Flügeln schlagend durch das gezackte Loch über ihren Köpfen.
Mike fuhr fluchend herum, schlug eine Harpyie, die sich in Damonas Haar verkrallt hatte, mit der bloßen Faust herunter und feuerte blind in die Menge. Der Schuß fegte ein halbes Dutzend der häßlichen Vögel aus der Luft, aber für jeden getöteten schienen fünf neue zu erscheinen.
Er schoß noch einmal, drehte das Gewehr dann herum und benutzte es als Keule, um sich die kreischende und schnappende Schar vom Hals zu halten.
Er wußte, daß sie den Kampf nicht gewinnen konnten. Das Gewölbe war eine Falle gewesen. Die Harypen hatten gewußt, daß sie diesen Weg nehmen würden, und ihnen hier aufgelauert. Selbst der fehlgeschlagene Angriff im Stollen war nichts als ein Ablenkungsmanöver gewesen.
Er stellte sich schützend vor Damona, aber die Masse der herandrängenden Vögel trieb sie unbarmherzig zurück. Er sah, wie Henry die Hände vors Gesicht schlug und zu Boden ging. Zwischen seinen verkrampften Fingern quoll dunkles Blut hervor. Aber er konnte dem alten Butler nicht helfen. Die kreischenden Bestien bildeten eine kompakte Mauer vor ihnen, hackten mit Schnäbeln und Krallen auf sie ein und trieben sie Schritt für Schritt durch den Raum. Mike merkte plötzlich, daß die Ungeheuer gar nicht vorhatten, sie zu töten. Sie schienen sich damit zu begnügen, sie in eine bestimmte Richtung zu treiben.
»Die Königin«, keuchte Damona neben ihm. Sie schien seine Gedanken erraten zu haben. »Sie treiben uns zur Kammer der Königin.« Sie duckte sich, stieß einer heranflatternden Harpyie das Schwert in die Brust und taumelte gleich darauf unter dem wuchtigen Schlag eines riesigen Flügels zurück.
Die Bestien trieben sie Schritt für Schritt auf einen Durchgang an der rechten Seite der Höhle zu. Graue, schattenerfüllte Helligkeit waberte hinter dem Torbogen, und irgendwo hinter den Schatten bewegte sich ein riesiger, schwerfälliger Körper.
Der Kampf dauerte nur noch wenige Augenblicke. Die Harpyien

griffen rücksichtslos an und drängten sie immer schneller auf den Durchgang zu.

Und dann, von einer Sekunde zur anderen, war es vorbei. Sie waren aus der Höhle heraus, und im gleichen Augenblick hörte der wütende Angriff der Bestien auf.

Aber sie waren vom Regen in die Traufe geraten.

Mike hörte Damona neben sich scharf die Luft einsaugen und fuhr herum.

Damona stand hoch aufgerichtet und starr vor ihm. Ihr Gesicht hatte alle Farbe verloren. Die Lippen zitterten, und in ihren Augen flackerte ein entsetzter Ausdruck.

Mike drehte langsam den Kopf. Die Harpyienkönigin hockte wenige Meter vor Damona auf dem Boden; ein gigantischer, verzerrter Schatten, der in der dämmerigen Beleuchtung der Höhle kaum auszumachen war. Ihr Körper berührte fast die Decke, und die halb ausgebreiteten Flügel füllten den kuppelförmigen Raum wie ein Vorhang aus stofflicher Dunkelheit aus.

Mike griff in die Tasche und zog seine letzten beiden Patronen hervor. Irgend etwas sagte ihm, daß es sinnlos wäre, diese Ausgeburt der Hölle mit einer normalen Waffe anzugreifen, aber er mußte es wenigstens versuchen.

Damona stöhnte leise. Ihre Lippen bebten. Sie schwankte, taumelte haltlos zurück und wäre gestürzt, wenn Mike nicht hinzugesprungen und sie aufgegangen hätte.

»Mike«, wimmerte sie. »Hilf… mir …«

Mike legte beruhigend die Hand auf Damonas Stirn. Ihre Haut fühlte sich heiß und trocken an. Sie hatte Fieber, und unter seinen Fingern pochte eine Ader. Sie zitterte.

Ein schleifendes Geräusch ließ ihn aufsehen. Die Königin bewegte sich unruhig. Ihr Kopf pendelte lauernd hin und her, und die kleinen, fast menschlich anmutenden Augen musterten Damona voller Gier. Der Schnabel öffnete sich leicht. Zäher, übelriechender Schleim tropfte auf den Boden.

»Mike«, flüsterte Damona. »Hilf mir… bitte …« Ihre Finger griffen unsicher nach dem Anhänger an ihrem Hals.

Mike begriff. Mit fahrigen Bewegungen öffnete er Damonas Bluse und griff nach dem kleinen, schwarzen Anhänger, der zwischen ihren Brüsten hing.

Es war ein Gefühl, als hätte er ein stromführendes Kabel berührt.

Ein greller, sengender Blitz schien sein Bewußtsein zu spalten, als er das magische Amulett berührte. Er spürte, wie die schützenden Barrieren um seinen Geist niedergerissen wurden, wie Damonas übersinnliche Kräfte mit Urgewalt nach seiner Kraft griffen. Wie durch einen Transformator pulsierte Mikes geistige Kraft zu Damona

hinüber, vereinigte sich mit ihr. Sie verschmolzen, wurden zu einem einzigen, vereinigten Geist, der sich mit aller Kraft gegen die hypnotischen Impulse wehrte, die von außen auf ihn einstürmten.

Plötzlich hatte er das Gefühl, durch Damonas Augen zu sehen.

Er stöhnte auf. Die Harpyienkönigin ragte groß und böse über ihnen empor, ein riesiger, schwarzer Schatten, dessen Augen zu flammenden Feuerrädern geworden waren.

Gebt auf wisperte eine Stimme in seinem/ihrem Bewußtsein. Ergebt euch. Es ist sinnlos. Ich bin stärker.

Mike stöhnte wie unter Schmerzen auf. Er spürte, wie Damonas Geist sich unter den psionischen Schlägen der Königin aufbäumte, wie er ihre gemeinsamen Kraftreserven gegen den Schild der höllischen Kreatur schleuderte und doch weiter und weiter zurückgetrieben wurde. Selbst ihre vereinigten Kräfte waren dem Angriff der Bestie nicht gewachsen.

Eine Gestalt erschien am Rande seines Gesichtsfeldes, taumelte an ihnen vorbei und prallte entsetzt zurück, als sie die gigantische Harpyienkönigin erblickte.

»Henry!«

Der alte Butler stand einen Herzschlag lang erstarrt da, ehe er sich mit hölzernen Bewegungen an ihnen vorbeischob und sich nach Irgend etwas bückte.

Vor Mikes Augen begannen rote Schleier zu tanzen. Er spürte, wie seine Kräfte mit jeder Sekunde mehr nachließen. Damonas Körper erschlaffte in seinen Armen. Die drängenden Impulse der Königin schlugen wie eine erstickende Welle über seinem Geist zusammen.

In Henrys Händen funkelte Metall. Irgend etwas klickte, dann zerfetzte eine ungeheure Detonation die Stille. Ein greller Blitz zuckte auf den Kopf der Harpyie zu, traf ihn und verwandelte ihn in eine blutige, formlose Masse. Der gigantische Körper schwankte, neigte sich zur Seite, fiel dann langsam vornüber und begrub Henry unter sich.

Mike hatte das Gefühl, aus einem Alptraum aufzuwachen. Der grauenhafte Druck löste sich von seinem Geist, gleichzeitig verschwand die Lähmung, die von seinem Körper Besitz ergriffen hatte.

Damona begann sich ebenfalls zu regen. Sie stand auf, blickte einen Moment lang aus starren, ungläubig geweiteten Augen auf den leblosen Körper und begann haltlos zu schluchzen.

***

Die Harpyien bildeten ein stummes Spalier zu beiden Seiten, als sie durch die Höhle gingen. Das Feuer in ihren Augen war erloschen.

Mit dem Tod ihrer Königin schien auch die böse Intelligenz, die die

Höllenvögel beseelt hatte, verschwunden zu sein. Sie waren jetzt nichts weiter als große, häßliche Vögel.

Trotzdem war es ein grauenhaftes Gefühl, zwischen den stumm dahockenden Ungeheuern hindurchzugehen. Die Vögel verfolgten jede ihrer Bewegungen voller Mißtrauen und hackten wütend nach den Eindringlingen, wenn sie ihnen zu nahe kamen.

Mike führte Damona vor sich her auf den Stolleneingang zu. Der Raum durchmaß nicht einmal ganz fünfzehn Meter, aber er hatte das Gefühl, einen kilometerlangen Spießrutenlauf hinter sich zu haben, als sie es endlich geschafft hatten.

»Das müßte der Fluchttunnel sein«, sagte er dumpf. Seine Stimme klang belegt; er hatte Mühe, sie unter Kontrolle zu haben. Die Anspannung der vergangenen Stunden forderte endgültig ihren Tribut.

Damona nickte unmerklich. Ihr Gesicht wirkte immer noch blaß, und die dunklen Ringe unter den Augen waren noch tiefer geworden.

»Gehen wir«, sagte Mike.

Damona rührte sich nicht.

»Wir hätten es nicht zulassen dürfen«, sagte sie.

»Was?«

»Henry«, flüsterte Damona kaum hörbar. »Er… er hat sich für uns geopfert.«

Mike schüttelte den Kopf. »Du darfst dir nicht selbst die Verantwortung dafür geben«, sagte er eindringlich. »Wir konnten ihn nicht retten.«

Damona schüttelte den Kopf. »Er war sicher, ehe wir hier aufgetaucht sind«, sagte sie leise. »Er hat sich geopfert, Mike. Für uns. Er wußte, daß er sterben würde. Und er hat es trotzdem getan. Ich… fühle mich schuldig.«

Mike sah Damona lange und ernst in die Augen. Aber er antwortete nicht.

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe Damona King Nr. 75 »Odyssee im Totenreich«
[2]Siehe Damona King Nr. 57 »Das Hexenherz«